



Global gerechte Zukunftsvisionen.

Ein Projekt des Afrika Medien Zentrum e.V.



INHALTSVERZEICHNIS

03	ED NHLANE <hr/> Gemeinschaft stärken durch Klettern	07	MARÍA BASTIDAS ALIAGA <hr/> Sozialarbeit, Gender- & Pflegepolitik
11	JULIOUS PITI <hr/> Wegweisende Ansätze der gemeinschaftsorientierten Landwirtschaft	15	CHIBEZE EZEKIEL <hr/> Junge Menschen für den Klimaschutz
19	AVIUT ROJAS <hr/> Indigene, naturbezogene Bildung	23	MIRIAN D. SÁNCHEZ SANANCINO <hr/> Indigene Bildung und kollektiver Widerstand für den Waldschutz
27	MUBARAK ADAM <hr/> Stärkung marginalisierter Geflüchteter in Jordanien	31	JOSEPH MOSES OLESHANGAY, NKASIOGI LEKAKENY & NAIPANOI NTUTU <hr/> Widerstand der Maasai gegen Vertreibung und Unterdrückung

Zukunft gerecht gestalten

Dekolonisieren. Verbinden. Verändern.

Erfahrungen, Ideen und Visionen aus acht Kontexten

Was bedeutet globale Gerechtigkeit im 21. Jahrhundert – in einer Welt, in der wirtschaftliche Macht, ökologische Krisen und soziale Ungleichheiten zunehmen und global vernetzt sind? Wie lassen sich nachhaltige Zukunftsperspektiven entwickeln, die nicht auf Kosten anderer entstehen? Und wie können Stimmen, die zu oft marginalisiert werden, zu Träger*innen eines neuen, gerechten globalen Wandels werden?

Diese Broschüre stellt zehn Menschen vor, die aus verschiedenen Regionen der Welt an genau diesen Fragen arbeiten – mit konkreten Projekten, tiefgreifendem Wissen und einem gemeinsamen Ziel: eine Zukunft mitzustalten, die ökologisch tragfähig, sozial gerecht und politisch selbstbestimmt ist. In Interviews berichten sie von ihrem Engagement in Bereichen wie Landnutzung, Bildung, Aktivismus, Frauenrechte, Tourismus und Migration. Ihre Perspektiven laden dazu ein, gewohnte Denkweisen über Globalisierung, Entwicklung und Fortschritt kritisch zu hinterfragen und neue, plurale Wege des Zusammenlebens zu erkunden.

Im Zentrum dieser Sammlung steht die Kritik an einer globalen Ordnung, die noch immer von kolonialen Machtverhältnissen geprägt ist. Diese zeigen sich in ungleichen Handelsbeziehungen, Landraub, Umweltzerstörung und der systematischen Marginalisierung Indigener, bäuerlicher und zivilgesellschaftlicher Akteur*innen. Die Broschüre will sichtbar machen, wie diese globalen Machtasymmetrien Zukunftsperspektiven einschränken – und gleichzeitig, wie viel Widerstandskraft, Kreativität und transnationale Solidarität in den Bewegungen steckt, die sich ihnen entgegenstellen.

So zeigt **Ed Nhlane** aus Malawi, wie Nachhaltigkeit in der Praxis aussieht: Mit der Organisation Climb Malawi verbindet er Klettern mit sozialen, ökologischen und bildungspolitischen Zielen und entwickelt so neue Perspektiven für nachhaltigen Tourismus. **María Bastidas Aliaga** spricht über ihren transnationalen Aktivismus für Frauenrechte in Lateinamerika und Europa. Im Mittelpunkt steht dabei ihr Einsatz für gendersensible Arbeitsrechte und soziale Gerechtigkeit – sowohl auf politischer als auch auf individueller Ebene.

Julious Piti berichtet von seiner Arbeit in der gemeinschaftsorientierten Landwirtschaft mit dem Participatory Organic Research & Extension Training Trust (PORET) im Osten Simbabwes. Sein Ansatz basiert auf ganzheitlichen Prinzipien der Landnutzung, die sowohl ökologisch als auch sozial nachhaltig wirken – insbesondere angesichts zunehmender klimatischer Veränderungen und globaler Ungleichheiten. **Chibeze Ezekiel**, Klimaaktivist aus Ghana, erzählt von der Kraft junger Menschen im Einsatz für Klimagerechtigkeit. Er eröffnet einen Gesprächsraum über nachhaltige Energieressourcen und zeigt, wie junge Stimmen in politischen Prozessen Einfluss nehmen können.

Ein anderer Zugang zur Frage globaler Gerechtigkeit kommt von **Aviut Rojas**, Bildungsexpertin aus den USA. Sie beschreibt, wie Indigene Bildungsansätze zur Dekolonisierung von Wissenssystemen beitragen können und damit den Weg für gerechtere Bildungssysteme ebnen. **Mirian D. Sánchez Sanancino** teilt ihre Erfahrungen aus dem Kampf ihrer Community gegen illegale Abholzung in Peru – ein Beispiel für kollektiven Widerstand und gelebten Umweltschutz.

Mubarak “Ricky” Adam - Pädagoge, Community Organizer, Forscher und Aktivist - setzt sich in Jordanien für die Rechte von Menschen mit Fluchterfahrung ein. Überzeugt von der transformativen Kraft der Bildung, fördert er ihr Empowerment und ihre Teilhabe. Im letzten Interview teilen drei Aktivist*innen aus dem Norden Tansanias ihre Expertise: **Joseph Moses Oleshangay, Nkasiogi Lekakeny und Naipanoi Ntutu** gehen unermüdlich gegen die Vertreibung und Unterdrückung der Maasai vor und kämpfen für die Anerkennung Indigener Wissensbestände innerhalb eines noch immer kolonialen Systems von Landnutzung und Naturschutz.

Sechs der in diesem Magazin vorgestellten Expert*innen haben im Rahmen einer Online-Seminarreihe im September und Oktober 2025 ihre Ansätze mit Interessierten geteilt und gemeinsam über Wege zu einer gerechteren globalen Zukunft nachgedacht. Die Aufzeichnungen dieser Gespräche sind über den unten stehenden QR-Code abrufbar. Außerdem finden sich auf unserer Webseite die Interviews in den jeweiligen Originalsprachen – Englisch oder Spanisch – zum Nachlesen, Reinhören oder Reinschauen.

Zum Schluss dieser Broschüre gilt eine Mind-Map als Anregung dazu, wie sich die vorgestellten Ansätze auf andere Kontexte übertragen lassen und was wir alle aus dem Engagement der Akteur*innen lernen können. Ob in Bildung, Landwirtschaft, politischem Aktivismus oder Umweltarbeit: Die vorgestellten Beispiele zeigen, dass gerechte Zukunftsgestaltung kein abstraktes Konzept ist, sondern konkret und lokal beginnt.

Unser Anliegen mit dieser Publikation ist es, einen Raum zu öffnen: Für eine kritische Auseinandersetzung mit globalen Ungleichheiten, für das Sichtbarmachen dekolonialer Praktiken und für die Vielfalt an Stimmen, die eine gerechte und nachhaltige Zukunft nicht nur fordern, sondern schon heute mitgestalten. Denn globale Gerechtigkeit ist keine ferne Vision – sie entsteht im Hier und Jetzt. Dort, wo Menschen Verantwortung übernehmen, Strukturen hinterfragen und neue Wege gehen.

Alle Interviews, Online-Seminare und weitere Materialien finden Sie auf unserer Website unter amz-berlin.de/zukunftsvisions





Ed Nhlane

Ed Nhlane ist in Lilongwe, Malawi, geboren und aufgewachsen. Für den gemeinnützigen Verein Climb Malawi leitet er heute Scouting-Missionen, entwickelt Kletterrouten und arbeitet eng mit den umliegenden Gemeinden zusammen. Im Mai 2019 begann Nhlane mit dem Klettern. Seitdem hat er viele Routen im Land eingerichtet und Kletterführer veröffentlicht. Nach Site Taulo im Jahr 1987 war Ed Nhlane der zweite Malawier, der die Route Chambe West Face Direct am Mount Mulanje zu klettern versuchte. Sein Versuch im Mai 2024 wurde durch schlechte Wetterbedingungen behindert, weshalb er sich aus Sicherheitsgründen vom Berg zurückzog. Bald möchte er die längste vertikale Felswand Afrikas erneut erklimmen. Als Vorstandsmitglied setzt sich Nhlane mit Climb Malawi dafür ein, sowohl das Klettern als Freizeitbeschäftigung zu fördern und inklusiv zu gestalten, als auch eine sozial-ökologische Vision für nachhaltigen Tourismus zu stärken – mit Wirkung auf lokale Gemeinschaften, Bildung und Umweltschutz.

Bitte erzählen Sie uns etwas über sich selbst.

Ich bin hier in Malawi geboren und aufgewachsen. Bei Climb Malawi bin ich einer der Freiwilligen. Anfang 2018 wurde ich Mitglied, nur ein paar Monate nach dem Start. Damals nahm ich Kontakt zu einem kanadischen Auswanderer namens Tyler Algeo auf, der mit seiner Familie nach Malawi gezogen war. Als Expatriate beobachtete er eine deutliche Kluft zwischen Einheimischen und Nicht-Malawier*innen und fragte sich, wie Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund wirklich zusammenkommen können. Da Tyler ein leidenschaftlicher Kletter-

er ist, errichtete er in seinem Garten eine Kletterwand mit der kompletten Ausrüstung, die er aus Nordamerika mitgebracht hatte. Zunächst hatte er sie nur für sich selbst aufgebaut, aber schließlich lud er auch andere ein. So entstand eine Gemeinschaft, die diverse Barrieren überwand und schon bald kletterten Menschen aus allen Schichten, sowohl Malawier*innen als auch Eingewanderte, gemeinsam. Es war unglaublich.

Die meisten hielten uns für verrückt, weil es eine eher untypische Aktivität war, der sich nun auch Schwarze Malawier*innen widmen sollten, aber es machte Spaß. Tylers Vision war:

"Was wäre, wenn ich das Klettern nutzen könnte, um diese Barrieren zu überwinden und es zu einer Plattform zu machen, auf der sich Menschen treffen können?" Und so wurden die Leute, die man beim Klettern antraf, nicht mehr in Kategorien eingeteilt. Jede*r war willkommen.

Wie hat sich das Klettern in Malawi entwickelt, um für die lokale Gemeinschaft inklusiver zu werden?

Wenn man sich die Geschichte des Felskletterns in Malawi anschaut, wurde es immer von Besucher*innen aus Europa, Amerika und Australien betrieben. Sie kamen nach Malawi, erkundeten diese

wunderbare Welt, machten beeindruckende Klettertouren und reisten dann wieder ab. Auf gewisse Weise gab es eine Diskrepanz zwischen dem Potenzial, das wir für das Felsklettern haben, und dem tatsächlichen Versuch, es hier zu etablieren. Die Klettergruppen, die sich zwischen 1960 und 1980 gebildet hatten, bestanden hauptsächlich aus weißen Menschen, die in Malawi lebten. Aber dann interessierten sich mehr Malawier*innen für das Klettern, und die Vision änderte sich. Wir begannen, Felsklettern in der Natur zu entwickeln, und der Zuspruch war überwältigend. Es ging einfach darum, in einem Raum zu sein, in dem man nicht beurteilt oder an irgendwelchen Maßstäben gemessen wird. Die Menschen fühlten sich befreit, und das ist das gleiche Gefühl, das ich hatte, als ich zum ersten Mal dazu kam. So klettern hier Menschen, die als Schneider*innen arbeiten und oft sehr niedrig entlohnt werden, gemeinsam mit Leuten, die an den teuersten Universitäten die beste Ausbildung erhalten haben, manche mit Doktortitel. Aber niemand weiß etwas über den Hintergrund der anderen, außer, dass wir alle ein gemeinsames Ziel haben, nämlich Freund*innen zu sein. Und diese Freundschaft, diese Partnerschaft, die wir hier aufbauen, das ist das Einzige, was zählt. Wir hatten die Vision von einem Raum, in dem wir uns alle begegnen und Beziehungen sowie ein Gemeinschaftsgefühl fördern können. Für Malawier*innen, die wenig Mittel haben, ins



© Ed Nhlane

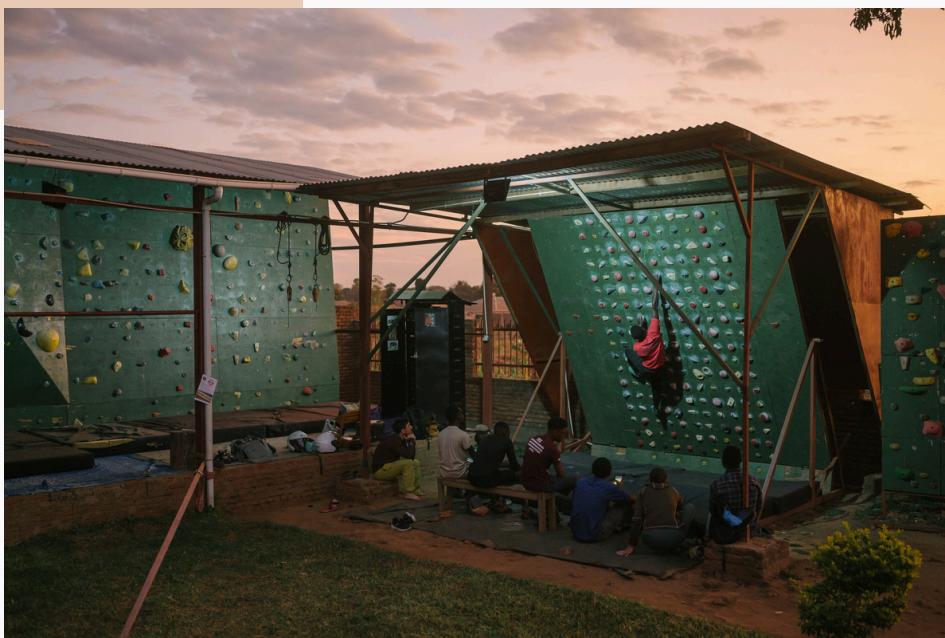
Ausland zu reisen, ist dies eine einzigartige Gelegenheit, die Welt zu erleben, ohne das Land zu verlassen; sie können verschiedene Kulturen kennenlernen. Für Besucher*innen aus dem Ausland ist es die perfekte Möglichkeit, in die Kultur und die Sprachen Malawis einzutauchen, direkt mit Menschen in Kontakt zu treten und lokale Bräuche und Kulturen hautnah zu erleben. Als Climb Malawi wuchs, wollten immer mehr Menschen beitreten, aber Klettern ist kein billiger Sport. Die größte Hürde ist oft die Ausrüstung: ein Gurt, Kletterschuhe und so weiter. Das Leben in Malawi ist hart, und man kann niemandem einfach sagen, dass er oder sie teilnehmen kann, ohne die entsprechende Ausrüstung zu besitzen.

Aus diesem Grund arbeitet Climb Malawi auf einer Non-Profit- und Spendenbasis. Die vorgeschlagenen Beiträge sind niedrig, aber jede*r ist willkommen, unabhängig von der Zahlungsfähigkeit.

Mitglieder können durch kleine Aufgaben im Kletterzentrum ihre Mitgliedschaft verdienen. Wer mehr leisten kann, wird ermutigt, extra zu spenden, um die Kosten zu decken und die Gemeinschaft am Leben zu erhalten. Diese Herangehensweise hat das Klettern zu-gänglicher gemacht und eine inklusive Gemeinschaft geschaf-fen, in der sich Menschen durch ihre gemeinsame Leidenschaft verbinden und wachsen können.

Das ist wirklich eine schöne Mission. Haben Sie einen Lieblingsmoment, der mit dem Klettern oder mit diesen Verbindungen zu tun hat, bei denen Herkunft und Hintergrund keine Rolle spielen?

Vor etwa einem Jahr überlegten wir, welchen nächsten Schritt unsere Gemeinschaft machen sollte. Wir hatten einige junge Teilnehmer*innen im Training, die ein gewisses Maß an Erfahrungen erreicht haben. Also haben diejenigen von uns, die in Führungspositionen waren, einen Schritt



© Kiran Kallur

zurück gemacht, um die Dinge sich entfalten zu lassen und den Jüngeren die Chance zu geben, selbst Verantwortung zu übernehmen. Wir waren sehr glücklich zu sehen, dass sie sich nicht minderwertig fühlten, nur weil sie vielleicht nicht die gleiche Bildung oder das gleiche Umfeld wie andere hatten, sondern dass sie selbstbewusst ihre Meinung äußerten: „Ich denke, das und das ist das Beste für uns.“ Das hat uns gezeigt, dass wir sehr viel mehr im Leben dieser Menschen bewirkt haben. Sie erkennen, dass der Wert, den sie einbringen, genauso gut ist wie der der anderen. Zum Beispiel ist es für den durchschnittlichen Malawier oft unmöglich, die Universität zu besuchen. Und wir haben diesen Raum, in dem die Menschen mit Leuten sprechen können, die eine andere Denkweise und Perspektive haben. Und durch all diese Verbindungen helfen sich Menschen gegenseitig, aus schwierigen Situationen herauszukommen, indem sie

beispielsweise andere bei den Studiengebühren unterstützen. Niemand hat sie darum gebeten und sie waren nicht dazu verpflichtet, aber sie wollten einen Beitrag zur Gemeinschaft leisten. Es geht um mehr als nur, sich zu treffen, zu klettern und am Ende des Tages nach Hause zu gehen.

Bei Climb Malawi sieht man Frauen, die Rollen übernehmen, die bisher hauptsächlich männlichen Kollegen oder Kletterern vorbehalten waren. Wie tragen Sie zur Geschlechtergleichstellung bei?

Unser Ziel ist es, Felsklettern auch als Instrument für die Stärkung von Frauen und die Entwicklung der Gemeinschaft zu nutzen, jungen Mädchen zu helfen, Kontrolle über ihr Leben zu übernehmen.

Wir haben erkannt, dass Felsklettern Tourist*innen anziehen kann. Daher entwickeln wir Kletterrouten und bilden lokale Guides aus. Auch wenn

wir noch nicht in der Lage sind, Kletterreisepakete zu verkaufen, wollen wir sicherstellen, dass der finanzielle Ertrag in Malawi bleibt.

Es ist wichtig, dass die lokalen Gemeinschaften greifbare Vorteile durch den Tourismus sehen, deshalb legen wir großen Wert auf den Aufbau starker Beziehungen und die Förderung der lokalen wirtschaftlichen Teilhabe.

Das muss auch eines unserer Ziele sein, wenn wir unsere Kletterinfrastruktur und die Gemeinschaftsverbindungen weiterentwickeln. Wenn ich über den Aufbau von Beziehungen spreche, um eine förderliche Umgebung zu schaffen, dann geht es darum, einen Raum zu kreieren, in dem Fehler in Ordnung sind. Eine solche Umgebung wie bei uns hilft denen, die sich möglicherweise ausgegrenzt fühlen, ihr Bestes zu geben. Das erleben wir täglich beim gemeinsamen Klettern, wenn wir Herausforderungen teilen und einander unterstützen. Es geht darum, Dinge gemeinsam zu versuchen, was Selbstzweifel beruhigt und unsere einzigartigen Stärken hervorhebt. Zu Beginn haben wir bemerkt, dass die Selbstsicherheit stark variierte, besonders zwischen einem Mädchen aus Europa und einer Malawierin, die möglicherweise mehr Ermutigung benötigte. Deshalb haben wir angefangen, reine Frauen-Sitzungen anzubieten, um denen zu helfen, die noch Hemmungen haben. Bei diesen Treffen fühlten sich Frauen entspannter und pro-

bierten Dinge ohne Angst vor Verurteilung aus. Es gab starke Katalysatoren in diesen Gruppen, die andere zum Weitermachen ermutigten. Wenn auch Starke mal scheitern, zeigt das, dass jede*r Herausforderungen hat, nur auf verschiedenen Ebenen. In unseren Sitzungen klettern wir gemeinschaftlich, ohne formelle Trainer*innen; alle lernen voneinander. Wenn ich merke, dass jemand kämpft, kann ich eine Technik vorschlagen, die mir geholfen hat. Das erweitert unser Verständnis und ermöglicht uns, Wissen zu teilen. Es ist ermutigend, von jemandem, der zu kämpfen hat, zur Person zu werden, die anderen zeigt, wie sie Erfolg haben können.

Das ist wirklich bereichernd. Eine letzte Frage: Wie würde für Sie und Ihre Gemeinschaft eine wirklich faire Zukunft aussehen?

Unsere Vision war schon immer, dass Malawier*innen das Gesicht der Gemeinschaft sind. Etwas, das wir oft sehen, insbesondere in Afrika, ist, dass wenn man eine Kletter-



© Kiran Kallur

gemeinschaft in einem anderen Staat besucht, dort nichts findet, was das Land wirklich repräsentiert. Es sind Menschen, die dort leben, aber oft ohne echte Bindung zum Land. Was sagt das darüber aus, was wir zu erreichen versuchen? Unsere Vision war immer, dass wir uns darüber freuen, jede*n in unserer Gemeinschaft willkommen zu heißen. Aber wir wollen nie mals eine Situation schaffen, in der sich Malawier*innen, für deren Wohl die ganze Sache gemacht wird, fehl am Platz fühlen. Deshalb geht es auch darum, eine Umgebung und eine Gemeinschaft zu

schaffen, in der Malawier*innen Führungspositionen übernehmen können. Denn am Ende des Tages brauchen wir Menschen, die sowohl die Dynamiken der Außenwelt als auch den lokalen Kontext verstehen und sich für ihr Land engagieren.

In einer idealen Welt haben wir bei uns eine Gemeinschaft, die von Malawier*innen geführt wird, die aber für alle offen ist.

All die Unterschiede, die wir haben, spielen dann überhaupt keine Rolle.

**Das Interview führte
Henriette Meyer.**

Unterstützen Sie Climb Malawi:

E-Mail:
enhlane@gmail.com

Soziale Medien:
climb.malawi

Website:
climbmalawi.com





María Bastidas Aliaga

María Bastidas Aliaga ist Sozialwissenschaftlerin und Expertin für Sozialarbeit, Genderpolitik und Pflegeökonomie. Sie promovierte an der Universität Pablo de Olavide in Sevilla und arbeitet seit vielen Jahren in Forschung, Lehre und Beratung für internationale Organisationen, öffentliche Institutionen und soziale NGOs, die sich für die Rechte arbeitender Frauen in Lateinamerika und Europa einsetzen. Derzeit koordiniert Bastidas Aliaga in Spanien das Programm Cuidar en Equilibrio und engagiert sich als Mitglied der Gruppe Aliadas por la Ciudadanía für die Förderung und den Schutz des Rechts auf Pflege. Zudem ist sie aktives Mitglied der Kommission für Soziale Dienste und Pflege des Berufsverbands der Sozialarbeit in Sevilla. Mit einem besonderen Fokus auf partizipativer Forschung setzt sich Bastidas Aliaga für die Rechte, Mitbestimmung und Sichtbarkeit von Frauen in der informellen Wirtschaft ein und plädiert für ein feministisches, intersektionales Verständnis von Arbeit.

Was hat Sie inspiriert, Ihren Fokus auf Frauen im informellen Sektor und spezifisch der Care-Arbeit zu setzen?

Ich glaube, dass Hausarbeit und Care-Arbeit grundlegende Säulen der Gesellschaft sind. Dennoch bleiben sie nach wie vor unsichtbar und werden hauptsächlich von Frauen geleistet. Frauen tragen weiterhin eine übergroße Last durch unbezahlte Care-Arbeit. Care-Arbeit ist essentiell und ermöglicht es, jeden Tag neues Leben zu schöpfen. Aber die Bedingungen, unter denen sie verrichtet wird, verschärfen die Armut. Sie wirkt sich negativ auf die Gesundheit, Einkommensmöglichkeiten und Lebensqualität der

Frauen aus. Kinder und Jugendliche, vor allem Mädchen, übernehmen oft zusätzliche Pflichten, die ihre Bildung und persönliche Entwicklung einschränken. Auch politische Teilhabe ist so nicht möglich, aber sie ist wichtig. Patriarchale Strukturen schwächen weiterhin die Rechte von Frauen, und Gewalt ist nach wie vor ein latentes Problem. Ich möchte mit meiner Arbeit die Kämpfe und Geschichten von Frauen weltweit sichtbar machen.

Nach meinem Studienabschluss arbeitete ich in den peruanischen Minenregionen mit den Ehefrauen der Bergleute zusammen. Später arbeitete ich auch in einer Ha-

fenstadt an der Grenze zu Chile, mit den Ehefrauen der Fischer. Die Fischerei in Peru ist traditionell männlich geprägt und Frauen haben hier kaum Zutritt. Also erscheint es, als würden Frauen nicht arbeiten - sie arbeiten aber tatsächlich sehr viel im Hintergrund, was jedoch unsichtbar bleibt. Ihre Care-Arbeit wird auch von Unternehmen nicht anerkannt, sondern instrumentalisiert. Mir war es deshalb sehr wichtig, aus einer unabhängigen Organisation heraus, die Gewerkschaften unterstützt, mit den Frauen zu arbeiten. Nicht aus der Position der Unternehmen selbst.

Können Sie uns etwas über die Arbeit der kommunalen Entwicklungsvereinigung ADC erzählen?

Über die Nichtregierungsorganisation Asociación de Desarrollo Comunal (ADC), die ich in Peru mitbegründet habe, machen wir die prekären Bedingungen der Arbeiterinnen in informellen Sektoren sichtbar. Wir decken nicht nur die Realität auf, sondern sammeln die Stimmen der Frauen und entwickeln auch Empfehlungen. Bei unserer aktiven und partizipativen Forschung sind die Frauen keine Objekte, sondern Subjekte.

Dank dieser Forschung konnten wir bereits die Beteiligung von Frauen und ihren Einfluss in der öffentlichen Politik und den Gewerkschaften fördern. Die ADC konnte einen Beitrag für das Gesetz zur Gleichstellung von Männern und Frauen in Peru leisten, das sich mit menschenwürdiger Arbeit für Frauen beschäftigt. Unser auf lokaler Ebene gegründetes Netzwerk hatte zudem einen großen Einfluss auf die Handlungen der Politik in Bezug auf die informelle Wirtschaft in Peru. Auch international haben Hausarbeiterinnen über ihre eigenen Organisationen an Sensibilisierungskampagnen gearbeitet und politischen Einfluss gewonnen. Zum Beispiel bei der Ratifizierung der Konvention 189 der Internationalen Arbeitsorganisation ILO und der vollständigen Umsetzung der Rechte von Frauen – immer basierend auf ihren eigenen Erfahrungen und Besonderheiten.



© María Bastidas Aliaga

Dennoch gibt es weiterhin eine Lücke zwischen der peruanischen Gesetzgebung und der Umsetzung von Gesetzen. Das bleibt eine große Herausforderung.

Die lokalen und regionalen Behörden müssen das Recht auf Pflege und Fürsorge gewährleisten, zum Beispiel durch den Ausbau von Kinderbetreuungszentren und Unterstützungs-systemen für ältere Menschen. Zudem müssen sie die Einhaltung arbeitsrechtlicher Standards, insbesondere für Hausarbeiterinnen, überwachen.

Welche Methoden waren oder sind für die betroffenen Frauen von besonderer Bedeutung und Wirkung?

Wir begannen mit Sensibilisierungen und Schulungen, damit die Frauen von Arbeitern sich ihrer Rollen, der Bedeutung ihrer Arbeit und ihrer Rechte bewusst werden und mit Situationen von Gewalt und Miss-handlung umgehen können – nicht nur innerhalb der Familie, sondern manchmal auch durch die Unternehmen.

Alles war und ist partizipativ gestaltet. Wir sind der Ansicht, dass der Dialog und der kollektive Aufbau von Wissen durch die Frauen selbst wichtige Aspekte der Realität sind und zugleich konkrete Vorschläge offenlegen. Die Frauen wissen, was sie wollen und wie sie es umsetzen können.

Deshalb war es für uns von entscheidender Bedeutung, immer zu fragen, zu diskutieren und den Dialog zu suchen. Schulungen dienen dazu, die Frauen zu befähigen, ihre Rechte einzufordern. In den Minencamps wurden zum Beispiel Hausfrauenkomitees gegründet. Meistens sind Frauen die ersten, die bei Märschen, Solidaritätsküchen und anderen Initiativen aktiv werden. In Lima, Peru, wurde ein regionales Netzwerk von Frauen in der informellen Wirtschaft gegründet, das Straßenverkäuferinnen, Hausangestellte, Saison- und Heimarbeiterinnen zusammenbringt. Das Netzwerk vereint die Kämpfe derjenigen, die das tägliche Leben auf Märkten, auf dem



© María Bastidas Aliaga

Land und in Haushalten aufrechterhalten.

Welche Rolle spielen Intersektionalität und die Dekolonialisierung in Ihrer Arbeit bzw. im Feminismus allgemein?

Die Arbeit in Peru hat mir gezeigt, wie Geschlechterungleichheiten tief mit der kolonialen Geschichte und den ländlich-städtischen Dynamiken verflochten sind.

Man kann nicht von einer homogenen Masse von Frauen sprechen, sondern muss die Vielfalt der Frauen anerkennen, wobei jedes geografische Gebiet und jeder Lebensraum eigene Besonderheiten aufweist.

In allen Fällen durchkreuzt die Diskriminierung, der Frauen im familiären, beruflichen und politischen Bereich ausgesetzt sind, diese unterschiedlichen Kontexte. In Spanien, im Unterschied zu meiner Erfahrung in Peru,

habe ich mit Migrantinnen gearbeitet und gesehen, wie struktureller Rassismus die Arbeitsungleichheiten verschärft und die Rechte der Frauen einschränkt. Diese Erfahrungen haben meinen Fokus auf intersektionalen und dekolonialen Feminismus gestärkt, angepasst an jede Realität. Denn obwohl es in Spanien massive Migration gab, hatten alle Frauen gemeinsam, dass sie Diskriminierung erfuhrten – aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Migration und viele auch aufgrund ihrer Hautfarbe oder ihrer ländlich-bäuerlichen Herkunft. Oftmals erlebten sie eine doppelte oder sogar dreifache Diskriminierung.

Wie kann dekolonialer Feminismus den Eurozentrismus überwinden?

Der Eurozentrismus setzt universelle Modelle für Frauen durch, die ihre Realität nicht repräsentieren. Feminismus muss von den Stimmen und Erfahrungen der Frauen selbst ausgehen und ihre Diversität anerkennen. Selbst innerhalb einer Stadt gibt es unterschiedliche Erfahrungen – etwa Frauen von der Küste versus Frauen aus ländlichen Gebieten in Peru. Ich glaube, dass dekolonialer Feminismus die Universalität eurozentrischer Paradigmen in den Geschlechterkämpfen infrage stellt. Das ist ein entscheidender Punkt. In Lateinamerika stehen Indigene Frauen, Frauen afroamerikanischer Abstammung und Migrantinnen spezifischen

Unterdrückungen gegenüber, die ein hegemonialer Feminismus manchmal nicht berücksichtigt. Dekolonialisierung des Feminismus bedeutet daher, diese Realitäten anzuerkennen, das Wissen der Vorfahren zu respektieren und von deren eigenen Strukturen und Prioritäten aus zu arbeiten. Wer legt die Gender-Agenda fest? Das ist die erste Frage.

Es gibt eine Vielfalt von Ansätzen, und die Summe dieser Diversitäten bereichert die Vorschläge, statt sie zu schmälen. Es geht darum, das Wissen der Menschen zu respektieren, zuzuhören und einen Dialog der Wissensformen zu fördern. Frauen sollen Subjekte ihres eigenen Prozesses sein.

Was sind Ihre bisherigen Erfolge in Bezug auf die Care-Arbeit? Welche weiteren Forderungen stellen Sie?

Ein besonders zentraler Punkt ist die Umverteilung von Care-Arbeit. Das ist politisch, sozial und wirtschaftlich fundamental.

Ich möchte betonen, dass ein systematisches nationales Care-System aufgebaut werden muss, das alle Beteiligten einbezieht: Familien, Männer, Frauen, den Markt, die Gemeinde und den Staat. Wir müssen Care-Arbeit sichtbar machen, wertschätzen, fair verteilen und in politische, wirtschaftliche und soziale Planungen einbeziehen. Es erfordert eine umfassende Planung, partizipative Entscheidungsprozesse und den Aufbau lokaler Netzwerke, die auf Solidarität, Erfahrung und kollektiver Organisation basieren.

Zudem sehe ich ein großes Potenzial in Sensibilisierungskampagnen und Bildungsinitiativen, z. B. durch Soziale Medien. Es ist wichtig, Erfolge und Resilienz von Frauen sichtbar zu machen und nicht nur Opferrollen zu reproduzieren. Wir setzen Hoffnung in das große Potenzial von Basisbewegungen und regionalen Netzwerken, die zunehmend in der Lage sind, gesellschaftliche und politische Prozesse zu beeinflussen. Fortschritte werden vor allem durch Frauenorganisationen gefördert – etwa durch Kampagnen des Ministeriums für Frauen, NGOs, Gewerkschaften oder Netzwerke von Hausarbeiterinnen. Das sind sehr wichtige Schritte. Internationale Kooperationen stärken zudem die Legitimität solcher Initiativen und verbinden lokale Maßnahmen mit globalen Standards. In Spanien setzen wir uns bei Aliadas por la Ciudadanía für die Pflege und damit für das Leben ein. Wir haben das andalusische Programm für Rechte in der Pflege ausgearbeitet und gleichzeitig fördern wir Aus-



© María Bastidas Aliaga

bildung, Sensibilisierung und politische Einflussnahme, um ein nationales Pflegegesetz zu erreichen, das diese wichtige Arbeit anerkennt und schützt.

Was unterscheidet Ihren Ansatz, was können Andere von Ihnen lernen?

Initiativen berücksichtigen nicht immer die lokalen Realitäten und beziehen die Gemeinschaften nicht ausreichend ein. Wenn sie von Anfang an nicht in Diagnose und

Gestaltung einbezogen werden, ist es sehr schwierig, Probleme effektiv zu lösen.

Ich halte es für entscheidend, die Gemeinden – vor allem die Frauen – aktiv in die Gestaltung und Umsetzung der Politik einzubeziehen. Wir müssen die Wichtigkeit erkennen, Frauen aktiv den Prozess bestimmen zu lassen. Nur so können wir eine gerechte, inklusive und nachhaltige Gesellschaft schaffen.

**Das Interview führte
Filipa Pereira.**

Publikationen und Kontaktdaten von María Bastidas Aliaga:

“Gender Inequality during the Pandemic: Perspectives of Women Workers in Latin America and the Caribbean.” International Journal of Labour Research, 2021. (eng / esp)

“Desvelando desigualdades: los cuidados y la calidad de vida de las trabajadoras del hogar en Perú.” América Latina Hoy, 2024. (esp)

E-Mail: mariabastidas@hotmail.com



Julious Piti

Julious Piti ist Experte für Permakulturen, Agrarökologie und gemeinschaftsorientierte Konfliktlösung. Seit 1991 arbeitet er an der Erforschung und Implementierung neuer Permakulturprojekte u.a. in Tansania und Simbabwe. 1996 begann Piti gemeinsam mit seiner Frau Taurai Mutembodzi 14 Hektar sehr trockenen Bodens im von Dürren betroffenen Osten Simbabwes anhand seiner Permakulturmethoden zu bepflanzen. Innerhalb weniger Jahre zeigte sich Erfolg – das Land wurde grün und fruchtbar. Daraufhin gründete sich der Participatory Organic Research & Extension Training Trust (PORET), den Julious Piti leitet. PORET setzt sich für die nachhaltige und ganzheitliche Nutzung von Land und Ressourcen ein und stellt das Wohl der Gemeinschaft an erste Stelle. Das übergeordnete Ziel ist, Gemeinschaften in Simbabwe ökologisch sowie sozioökonomisch nachhaltiger zu gestalten – durch Trainings auf dem PORET Gelände, lokale Forschungsprojekte und partizipative Methoden schafft die Organisation ein kooperatives Netzwerk aus 72 Communitys in Chimanimani, Simbabwe, mit über 1.400 jährlichen Mitgliedern.

PORET gründete sich auf 14 Hektar sehr trockenen Bodens, die Sie in grünes und fruchtbare Land verwandelt haben. Was ist die Zauberformel Ihrer agrarökologischen Methoden?

Der Zauber der Agrarökologie besteht darin, dass es sehr interessant ist, mit dem Boden zu arbeiten und mit den organischen Stoffen und Mikroorganismen zu kommunizieren. Das Land reagiert auf dich, wenn du die entsprechenden Nährstoffe hinzufügst. Wir stellen Bio-dünger aus vorhandenen Ressourcen her und pflanzen viele Hülsenfrüchte wie Boh-

nen an, die Stickstoff binden und den Boden begrünen. So pflegen wir den Wald und schaffen eine organische Bodenbedeckung, sodass der Wald wieder erwacht. Wenn es kein Wasser gibt, das die Bakterien und das organische Material in Gang bringt, wird das Land trocken. Wenn wir die Mikroorganismen aktivieren, indem wir sie schützen, ihnen ein wenig Wasser und Nahrung geben, dann werden sie den Boden von selbst bearbeiten.

Wir sehen, dass die Natur etwas Magisches an sich hat. Sie kann sich selbst recyceln und sich selbst stärken.

Gleichzeitig leitet das Prinzip der Permakultur den Menschen dazu an, das Land nicht einfach auszubeuten, ohne an den Kreislauf dieser Nährstoffe und die Nachhaltigkeit und das Wachstum der Pflanzen zu denken. Wenn wir Landwirtschaft betreiben, sollten wir uns nicht nur auf uns selbst als Individuum, das sich ernähren will, konzentrieren, sondern auch an wilde Tiere, Vögel, Mikroorganismen, Wasser- kreisläufe etc. denken. Denn alles ist voneinander abhängig.

Sie wollen Menschen aus den umliegenden Gemeinschaften dazu ermutigen, sich an kommunalen Ent-

scheidungen zu beteiligen. Warum halten Sie das für wichtig und wie sieht diese Beteiligung aus?

Das ist einer der Grundpfeiler unserer Methodik, denn wir sind der Meinung, dass wir einen Bottom-up-Ansatz verfolgen sollten. Wenn wir mit den Landwirt*innen zusammenarbeiten, wollen wir, dass sie entscheiden, was sie mit ihrem Land machen. Sie sagen uns dann, wie wir ihre ökologischen Aktivitäten unterstützen und ihre Pläne übernehmen können, um ihnen am besten zu helfen. Wir wollen also, dass jeder Mensch über das Schicksal seiner eigenen Handlungen und Ergebnisse entscheidet.

Dass ich Direktor bin, bedeutet nicht, dass ich viel weiß, es ist reiner Zufall, dass ich in einer hohen Position bin. Aber es gibt andere Leute, die noch bessere Ideen haben. Unser Ansatz besteht also darin, sicherzustellen, dass wir die Menschen in unserem Umfeld konsultieren und uns von ihnen beraten lassen, damit wir am Ende des Tages sehen können, was das Beste für alle ist. Lernen hört nie auf. Wir werden immer weiter lernen, denn alles, was wir tun, ist wie ein Experiment, alles ist ein Prozess. Unser Ansatz ist, dass auch PORET eine lernende Organisation ist, wir also auch Lehren von anderen übernehmen.

Gleichzeitig wollen wir die vermeintlich besten Praktiken in Frage stellen. Manchmal belasten Organisationen die Gemeinschaften sehr stark, weil sie ihre eigenen Grundsätze und Richtlinien haben die der Gemeinschaft gar



nicht wirklich nützen. Sogar an der Universität liest man Bücher, die für bestimmte Länder geschrieben wurden, die man dann versucht, auf Simbabwe zu übertragen, was oft nicht funktioniert. Wir sagen also, dass wir zwar von außen lernen, uns aber auch selbst ein Bild von den Dingen machen sollten.

Wie Sie sagten, braucht es lokale Lösungen für lokale Probleme. Jedoch werden Indigene Kenntnisse, die sich auf erfahrungsbasierte Lösungen konzentrieren, häufig übersehen. Wie integriert PORET lokale und Indigene Wissensformen?

Geht es beispielsweise um Wasserressourcen, sprechen wir mit der Gemeinde und die Ältesten erzählen uns von ihren Normen und den heiligen Orten, die nicht gestört werden dürfen.

Wir schätzen ihr Wissen und versuchen es zu nutzen, indem wir sie fragen: „Was sollen wir tun?“. Ein weiteres Indigenes Konzept ist der Bau von Häusern aus Lehm, wie anhand des Zulu-Beehive-Designs.

15 Hütten auf unserem Gelände haben wir mit Lehm und mit Hilfe der umliegenden Community gebaut. Unser ganzes Gebiet ist sehr schön, mit all den lokalen Materialien und den Einheimischen, die daran bauen. Wir versuchen also, die Menschen zu inspirieren und ihnen zu sagen: Wir haben all diese Dinge. Wir können es schaffen. Das größte Problem für viele unserer afrikanischen Gemeinschaften ist, dass zu oft gesagt wird, wir seien arm, bis die ganze Nation daran glaubt. Ich glaube das nicht. Wir als Afrikaner*innen haben das Land, wir haben das Geld. Niemand wird uns daran hindern, etwas Gutes zu tun.

Immer mehr junge Menschen in Simbabwe verlassen ihre Heimatorte aus sozio-ökonomischen Gründen. Wie wirkt PORET der Arbeitslosigkeit junger Menschen in ländlichen Gebieten entgegen?

Tatsächlich geben viele Organisationen zu wenig Geld, um

irgendetwas für die Jugendlichen zu beginnen. Sie ermöglichen ihnen vielleicht einen zweistündigen Besuch oder eine Schulung irgendwo, aber niemand stellt eine gute Finanzierung zur Verfügung, um Kinder und junge Erwachsene zu begleiten und tatsächlich Projekte umzusetzen. Deshalb versuchen wir, mit den Botschaften und denjenigen zu sprechen, die Mittel zur Verfügung stellen.



© PORET

Außerdem haben wir als PORET einen Permakultur-Design-Kurs (PDC) entwickelt: Wir schulen die Jugendlichen etwa 10 Tage lang und gehen dann mit ihnen in ihre Gemeinschaften, wo sie genau das umsetzen, was sie hier gelernt haben, und wir begleiten sie weiter.

Der PDC ist ein sehr wichtiger Kurs, in dem es auch um den politischen und wirtschaftlichen Kontext geht und darum, wie jemand wirklich etwas verändern kann. Wir sollten unsere sozioökonomische Entwicklung nicht nur auf das Lesen von Büchern beschränken. Wir wollen sicherstellen, dass der PDC de-

talliert aufzeigt, wie nachhaltige Projekte in die Praxis umgesetzt werden können, indem wir die Jugend begleiten. Deshalb haben wir im Jahr 2023 zweihundert Jugendliche aus der Region im PDC ausgebildet. Die Idee ist, der Jugend grüne Führungskräfte zu vermitteln. In einem anderen Programm, dem so genannten Shadow, arbeiten aktive Jugendliche hinter unseren Angestellten, sodass wir während unserer Arbeit das Wissen an die Jugendlichen weitergeben und sie die zukünftigen Führungskräfte werden können. Eines der Probleme für Jugendliche sind unsere Lehrpläne in den Schulen. Sie lernen, ein*e Angestellte*r von jemandem zu werden. Dabei hätten sie schon in jungen Jahren selbst Initiativen ergreifen können, um in ihren Gemeinschaften zu Hause etwas aufzubauen.

Als PORET schaffen wir Projekte zur Sicherung des Lebensunterhalts, indem wir Workshops in verschiedenen Orten veranstalten. Langsam sehen wir, wie Wasserprojekte, Gärtnereien und Farmen wie Pilze aus dem Boden schießen. Einige Personen pflanzen viele Bäume an, um sie zu verkaufen und in ihrem eigenen Wald wieder anzupflanzen. Manche verarbeiten Lebensmittel, konservieren ihre eigenen Mangos und andere saisonale Früchte. An den Erträgen können sie dann Geld verdienen, während sie auch zur Ernährungssicherheit beitragen.

Anhand unserer Workshops zu Lebenskompetenzen und Permakultur sehen wir, wie

Menschen ihre eigene Beratungsarbeit oder ihre eigenen NGOs gründen. Zuletzt führen wir auch interkulturelle Austausche durch, zu denen wir verschiedene Universitäten einladen, um hier Praktika zu absolvieren. Wir können von anderen Regionen und Nationen lernen, aber auch sie lernen eine Menge, wenn sie zu uns kommen.

Sind neue landwirtschaftliche Technologien, die möglicherweise zur Verbesserung der Ernährungssicherheit beitragen, für die Gemeinschaften in Chimanimani zugänglich? Können sie mit Ihren lokalen Ansätzen kombiniert werden?

Wir können alle Ansätze so leicht zusammenführen. Wir müssen das Prinzip der Bodenerhaltung verstehen und wissen, wie wir mit unseren natürlichen Ressourcen umgehen sollten. Wenn nun Geräte entworfen werden, müssen sie unserer Vision zugutekommen. Wir brauchen begleitend auch Bildungsprogramme, damit man all diese industriellen Landmaschinen so einsetzen kann, dass sie Nachhaltigkeit fördern und die Gesundheit des Bodens und der Menschen unterstützen, anstatt Dinge auf den Farmen zu töten.

Aber nein, zugänglich sind diese Geräte nicht. Wir führen selbst ein Projekt durch, bei dem wir traditionelle Anbaumethoden für kleine Getreidesorten verbessern oder unterstützen, von denen wir wissen, dass sie durreresistent sind, weil es hier unten weniger Wasser gibt. Aber wenn



© PORET

es um die Verarbeitung dieser kleinen Körner geht, haben wir nicht einmal eine Mühle oder etwas, das ihre Verarbeitung erschwinglich macht. Wir betreiben daher Lobbyarbeit und setzen uns bei der Regierung und der Maschinenbauindustrie dafür ein, dass passende Maschinen gebaut werden, die dem agrarökologischen Ansatz in der Landwirtschaft entsprechen. Sie könnten sogar Mittel bereitstellen, um unsere Kinder in der Technik auszubilden.

Ich denke, wir müssen die Agrarökologie in den Lehrplan unserer Universitäten und Schulen aufnehmen. Sie könnten Agrarökologie praktizieren und gemeinsam mit umliegenden Landwirt*innen arbeiten, die dann wiederum ihre Produktionsweise steigern und somit Einzug in den Wirtschaftskreislauf finden.

Die Zugänglichkeit von landwirtschaftlichen Geräten, aber auch von wirtschaftlichen Märkten wirft Fragen der Gerechtigkeit auf. Wie kann Landwirtschaft gerechter und nachhaltiger werden, und gleichzeitig den Nahrungsmittelbedarf sichern?

Wir müssen verstehen, dass wir wir selbst sein müssen, und dann gemeinschaftlich in

einem Bottom-up-Ansatz arbeiten. Und die ganze Welt sollte das als Ansatz akzeptieren. Wir haben die Möglichkeit, einige junge und brillante Menschen in Afrika auf alternative Weise auszubilden.

Wir können uns unsere Kultur zu eigen machen, indem wir Universitäten und Schulen gründen, die Indigene afrikanische Methoden beispielsweise der Chiefs unterrichten.

Wir sollten nicht sagen, dass es sich um eine primitive Lebensweise handelt, sondern sie auf eine gute Art und Weise fördern. Verschiedene Interessengruppen sollten erkennen und einsehen, dass wir unsere eigenen Ansätze umsetzen müssen, um Afrika als Ganzes zu stärken. Die Geldgeber müssen die Bedürfnisse der Menschen vor Ort verstehen und ihre Finanzierung daran anpassen,

um sie wirklich zu unterstützen. Wir wollen eine Finanzierung, die speziell auf uns zugeschnitten ist. Ein agrarökologisches Projekt ist kein sechsmonatiges, einjähriges oder dreijähriges Projekt, wie es die meisten Zuschüsse vorsehen. Wir sollten nicht einfach nur Geld in die Menschen stecken, sondern wir müssen sicherstellen, dass dieses Geld von Bildungsprogrammen begleitet wird, die diese Menschen tatsächlich stärkt und befähigt, mit diesen Ressourcen zum Wohle ihrer eigenen Umgebung umzugehen. Zudem brauchen wir Werbemaßnahmen wie Konferenzen um unsere Arbeit im Bereich der Agrarökologie zu fördern und zu verbreiten, um zu zeigen, wie sie anderswo repliziert werden kann.

In unseren eigenen afrikanischen Modellen sollten wir ein Gleichgewicht zwischen den Bedürfnissen und Vulnerabilitäten der Reichen und der Armen herstellen. Lasst uns unser Wissen nutzen, um unsere eigenen Gemeinschaften voranzubringen und unsere eigenen natürlichen Ressourcen zu erhalten!

Das Interview führte Hannah Page.

Unterstützen Sie PORET:

Website:
poret.org

E-Mail:
poret.zimbabwe@gmail.com

Soziale Medien:
[poret_zwe](https://www.instagram.com/poret_zwe/)





Chibeze Ezekiel

Aufgewachsen in der ghanaischen Hauptstadt Accra, setzt sich Chibeze Ezekiel unermüdlich für Klimaschutz und die Verwendung nachhaltiger Energieressourcen ein. Zwischen 2013 und 2017 kämpfte er gemeinsam mit anderen jungen Aktivist*innen gegen den Bau von Ghanas erstem Kohlekraftwerk. Für seine erfolgreiche Kampagne wurde er in 2020 mit dem Goldman-Klimapreis ausgezeichnet. Heute ist Ezekiel Vorstandsmitglied der Ghanaischen Sektion von 350.org und Vorsitzender der Youth in Natural Resources and Environmental Governance (Youth-NREG) Platform. Zudem setzt er sich als geschäftsführender Koordinator des Strategic Youth Network for Development (SYND) anhand von Trainings, Aufklärungsarbeit, Schulprogrammen und anderen lokalisierten Methoden für die Einbeziehung junger Menschen in den Klimaschutz ein. Ezekiel ist der Überzeugung, dass junge Menschen aufgrund ihrer innovativen Ideen, Energien, Fähigkeiten und Fertigkeiten im Mittelpunkt von Klimalösungen und Umweltschutz stehen müssen.

2013 schlug Ghanas Regierung den Bau eines Kohlekraftwerks vor, um der anhaltenden Stromkrise entgegenzuwirken. Wir wissen jedoch, dass Kohle die klimaschädlichste Form der Energieerzeugung ist. Sie und andere Aktivist*innen wehrten sich also gegen die Kohle-Pläne und verfolgten dabei den sogenannten „U-Boot-Ansatz“. Können Sie uns erklären, was das ist?

Wenn die Regierung eine politische Richtung vorgibt oder eine Ankündigung macht, reagieren zivilgesellschaftliche Organisationen in der Regel sehr schnell. Sie veröffentlichen einfach etwas

oder veranstalten eine Pressekonferenz, ohne sich ein genaues Bild von der Situation zu machen. Da es sich bei dem Kohlekraftwerk um ein sehr heikles Thema handelte, wollten wir sicher sein, dass wir genügend Informationen haben, dass wir unsere Fakten haben, dass wir alles überprüft haben, bevor wir an die Öffentlichkeit gehen und unsere Meinung sagen.

Also reisten wir in die Gemeinde und verbrachten etwa drei oder vier Tage mit den Ältesten, den jungen Leuten, den Fischer*innen und den Frauengruppen, um ihnen Fragen zu stellen und mit ihnen über das Kohlekraftwerk zu sprechen.

Es war klar, dass sie verschiedene gegensätzliche Ansichten hatten. Sie hatten ihre eigenen Ängste und Befürchtungen.

Danach kehrten wir nach Accra zurück und wandten uns an zivilgesellschaftliche Organisationen, die im Umweltbereich tätig sind. Wir wollten eine starke Basis von Allianzen aufbauen, die unseren Kurs unterstützen können. Als wir mit unserer Pressekonferenz und unserer Position an die Öffentlichkeit traten, hatten wir genug Unterstützung, sowohl von den betroffenen Gemeinden als auch von Organisationen, die sich bereits engagiert hatten. Das war der Grundgedanke

hinter dem U-Boot-Ansatz, der uns letztendlich geholfen hat, unsere Vision zu erreichen.

2016 gab die Regierung ihre Pläne für das Kohlekraftwerk auf und veröffentlichte ein paar Jahre später den Masterplan für erneuerbare Energien - was für eine Wende! Gibt es etwas Bestimmtes, dem Sie den Erfolg Ihrer Kampagne zuschreiben?

Ich glaube, wirklich wichtig war, dass wir nicht nur gegen die Kohle waren, sondern auch eine Alternative angeboten haben.

Eines der Argumente der Regierung für das Kraftwerk war, dass dadurch Arbeitsplätze für junge Menschen geschaffen würden. Und wir argumentierten, dass saubere Energieformen sogar mehr Arbeitsplätze garantieren als Kohle. Denn wenn man sich die Wertschöpfungskette ansieht, können so viele Arbeitsplätze für junge Menschen geschaffen werden. Das hat uns geholfen, zu relevanten Akteur*innen zu werden, die nicht nur gegen die Kohle sind, sondern eine Alternative zum Wohle des Landes und der jungen Menschen anbieten.

Auf der Community-Ebene versuche ich, einen Beitrag zu leisten, indem ich die gesamte Thematik nicht forciere, sondern verständnisvoll und integrativ gestalte. Wenn man Menschen etwas aufzwingt, leisten sie möglicherweise Widerstand. Wir versuchen, ihnen Informationen zu vermitteln, die ihnen auch zugun-



© Strategic Youth Network for Development

tekommen. Wenn sie von den vorgeschlagenen Maßnahmen profitieren, sind sie eher bereit, ihre Gewohnheiten anzupassen. Ich verstehe Entwicklung so, dass wir alle wachsen und unsere wirtschaftlichen, industriellen Ziele erreichen, während wir gleichzeitig dafür sorgen, dass wir die Umwelt schützen.

Welche Rolle können erneuerbare Energien bei der Bekämpfung von Arbeitslosigkeit, insbesondere junger Menschen, spielen?

Der Masterplan für erneuerbare Energie, den die Regierung nach der Streichung ihrer Kohle-Pläne vorgeschlagen hat, umfasst drei Phasen. Die erste Reihe der vorgeschlagenen Maßnahmen sollte 40.000 Arbeitsplätze schaffen. Am Ende des dritten Zyklus werden voraussichtlich rund 200.000 Arbeitsplätze entlang der Wertschöpfungskette geschaffen. Und das ist nur die Kompo-

nente der erneuerbaren Energien allein.

Im Rahmen eines unserer Projekte bei dem Strategic Youth Network for Development (SYND) in Ghana entsteht unter jungen Unternehmer*innen ein Netzwerk, um gemeinsam zu lernen, sich auszutauschen und bei der Ausweitung ihrer grünen Start-Ups zu helfen.

Einige von ihnen verwerten zum Beispiel organische Abfälle. Es gibt tonnenweise organische Abfälle, die zur Herstellung von Briketts und Pellets verwendet werden können, sodass wir Holz, Öl und Kohle ersetzen können, die derzeit die Hauptursache für die Abholzung der Wälder sind. Lasst uns das, was wir als Abfall bezeichnen, sammeln und in organische Briketts umwandeln. Sie räuchen nicht und reduzieren somit Luftverschmutzung. So können wir in den Dörfern, Städten und Gemeinden kochen, ohne Rauch einzutreten.



© Strategic Youth Network for Development

Allein diese Kette... diejenigen, die organische Abfälle sammeln, diejenigen, die die Abfälle in Energiebrennstoffe umwandeln, und diejenigen, die nachhaltige Öfen herstellen... das ist eine Wertschöpfungskette, die Arbeitsplätze für junge Menschen schaffen kann. Das schafft einen gemeinsamen Nutzen: Eine Maßnahme zur Bekämpfung des Klimawandels, der Abholzung und der Arbeitslosigkeit.

Warum ist es für Sie so wichtig, junge Generationen mit einzubeziehen?

Es gibt ein Sprichwort, das besagt, dass man einem alten Hund keine neuen Tricks beibringen kann, was bedeutet, dass unsere heutigen Führungskräfte schwer umzustimmen sind. Es ist schwierig, sie von Erdöl, Kernenergie und Kohle abzuhalten, weil politische Akteur*innen selbst finanzielle Interessen darin haben und ihre Meinungen oft gefestigt

sind. Aber wir können die jüngere Generation einbinden, damit sie die Fehler ihrer jetzigen Regierungschef*innen nicht wiederholt. In den nächsten 40 bis 50 Jahren werden wir wahrscheinlich die gesamte Klimapolitik wieder in die richtige Richtung lenken, weil wir jetzt eine neue Gruppe von umweltbewussten Führungskräften haben. Das ist der Grund, warum wir die Kinder in diesem Maße einbeziehen.

Und manchmal unterschätzen wir auch die Fähigkeiten von Kindern, sie können einen großen Einfluss haben, in ihren Schulen, Gemeinden, zu Hause, in den Kirchen und so weiter.

Wir versuchen, Kindern einfache Gewohnheiten zu vermitteln, die ihnen helfen, in Zukunft bewusster zu handeln, keine Energie zu verschwenden, keine Ressourcen zu verschwenden und Schwierigkeiten, die wir derzeit durchmachen, nicht zu wiederholen.

Im Kleinen kann also jede Einzelperson etwas bewirken, und Sie setzen sich eindeutig für einen zivilgesellschaftlichen, demokratischen Ansatz ein. Welche Rolle spielen internationale Zusammenschlüsse bei Ihrer Arbeit und haben Sie das Gefühl, dass Ihre Stimme in der globalen Diskussion um Klimaschutz gehört wird?

Es gibt definitiv ein Problem in Bezug auf die Höhe der finanziellen Mittel, die denjenigen zur Verfügung gestellt werden, die sich stark auf lokaler Ebene engagieren. In der Vergangenheit haben viele der großen Geldgeber ihre Mittel über die internationalen Organisationen geleitet, bevor sie an die lokalen Organisationen gingen. Doch zunehmend stellen sie fest, dass die Eigenkosten der internationalen NGOs einen großen Teil der Mittel verschlingen, was das übrige Geld für die Arbeit vor Ort verringert.

Wir versuchen, die Kluft zwischen dem globalen Rahmen und der lokalen Aktion zu überbrücken. Wir versuchen, unsere eigenen Informationen zu bündeln, unsere eigenen Dokumentationen zu erstellen und Erfahrungen zu teilen, um auf unsere Anstrengungen aufmerksam zu machen. Auf den globalen Klimagipfeln COP zum Beispiel, stellen wir unsere Arbeit vor und versuchen, neue Partnerschaften zu finden. Und selbst dort ist eine unserer zentralen Forderungen, dass junge Menschen miteinbezogen werden.



© Strategic Youth Network for Development

Staatliche und nicht-staatliche Akteur*innen sollten nicht nur in ihrem Namen handeln.

Wir müssen jungen Menschen die Möglichkeit geben, sich zu informieren und aktiv am Klimaschutz zu beteiligen.

Diejenigen, die innovative Ideen haben und in die nachhaltige Wirtschaft einsteigen wollen, sollten mit Zuschüssen unterstützt werden. Nur so können wir das Pariser Klimaabkommen und die Nach-

haltigkeitsziele der Vereinten Nationen tatsächlich erreichen. Durch ernsthaftes lokales Handeln, angeführt von den jungen Menschen, die die Lösungen haben.

Meine Vision ist im Grunde genommen eine Welt, in der wir alle unser Leben leben können, ohne die Integrität unserer Umwelt oder unseres Ökosystems zu gefährden. Wir müssen die Umwelt schützen, sie ist das Einzige, was wir haben. Die Gewässer, die Luft, die wir atmen, die Wälder und all das.

Alles, was man auf der Erde sieht, stammt aus der Umwelt. Unsere Kleidung, unsere Mikrofone, unsere Bücher, Mobiltelefone, Laptops etc. werden aus natürlichen Ressourcen hergestellt, daher ist es wichtig, die Umwelt im Sinne der Nachhaltigkeit für künftige Generationen zu schützen. Schließlich hängt unser Leben davon ab.

Das Interview führte Hannah Page.

Unterstützen Sie Strategic Youth Network for Development (SYND):

E-Mail:
info@syndghana.org

Soziale Medien:
[syndghana](https://syndghana.org)

Website:
syndghana.org





Aviut Rojas

Aviut Rojas (Nahua) ist Bildungsschaffende für Kinder und Jugendliche, Indigene Mentorin und zertifizierte Geburtsbegleiterin. Rojas ist in New York City geboren und aufgewachsen und arbeitet derzeit in Kalifornien. Als Kind mexikanischer Eltern ist ihr Verständnis von Erziehung und Bildung durch zwei oft gegensätzliche Erfahrungen geprägt: sowohl durch die Geschichten und Praktiken der Indigenen Nahua Otomi, als auch durch ihre Erfahrungen im US-amerikanischen Schulsystem. Anhand Indiger und naturbezogener Bildungspraktiken fördert Rojas die Verbindung von Kindern zu ihrer Umgebung und Kultur. Sie plädiert für ein System der formalisierten Bildung, das Diskriminierung aktiv bekämpft und marginalisierte Geschichten und Erfahrungen anerkennt.

Was prägt Ihr Verständnis von Bildung?

Ich wurde mit einem Herzproblem geboren. Ich war nach meiner Geburt einen Monat im Krankenhaus und wurde operiert. Der Hauptgrund dafür waren Umweltprobleme in meiner Heimat. Meine Eltern kommen aus einem sehr kleinen Dorf in Zentralmexiko. Die USA hatten dort bereits Fabriken errichtet und diese verschmutzten Flüsse und die Region. Meine Eltern tranken also verschmutztes Wasser und lebten lange in dieser Gegend. Daher kommen die Gesundheitsmängel, die sich bei meiner Geburt zeigten. Sie tauchten auch bei meinen Cousins, meiner Familie und meinen Freund*innen auf.

Heute arbeite ich mit vielen BIPOC-Kindern, teilweise aus Familien ohne Papiere, mit Indigenem Hintergrund, deren Heimatländer und Gegendern ebenfalls durch Fabriken, Ölverschmutzungen, Atomwaffen usw. zerstört werden. Und ich arbeite mit vielen Schwarzen Communitys, die in Wohnsiedlungen leben, zum Beispiel in der Bronx, wo kein sauberes Wasser aus den Wasserhähnen kommt oder wo es Schimmel in ihren Wohnungen gibt. Viele Umweltprobleme wirken sich direkt auf Kinder und ihre Familien aus. Deshalb möchte ich, dass Kinder ein glücklicheres und positiveres Bild von ihrer Umwelt bekommen. Und hier kommt die Natur ins Spiel.

Viele Kinder haben sogenannte Verhaltensauffälligkeiten, sind zum Beispiel auf dem Autismus-Spektrum.

Der Aufenthalt im Freien hilft diesen Kindern, alles, was sie tun, zu visualisieren, Dinge anzufassen, zu riechen und zu schmecken. Gleichzeitig bauen sie eine Verbindung zu ihrer Umgebung auf, sodass sie den Wunsch verspüren, die Umwelt, die derzeit geschädigt wird und auch ihnen selbst schadet, zu schützen. Es dreht sich also alles um Verbindungen. Ich glaube, dass viele Kinder, wenn sie nach draußen kommen, nicht nur ein Gefühl dafür entwickeln, etwas über Mathematik, Naturwissenschaften und Geographie zu lernen, sondern auch lernen, ein Individuum zu sein, geduldig mit sich selbst zu sein und auf alles um sich herum zu achten.

Was sind Ihrer Meinung nach die Unterschiede, wie Wissen in Indigenen Bildungssystemen produziert und aufgenommen wird, im Vergleich zum öffentlichen Bildungssystem, das Sie in den USA durchlaufen haben?

Leider konnte ich nicht bei meinen Verwandten aufwachsen, da meine Eltern in die USA kamen und der Großteil meiner Familie in Mexiko blieb. Ich muss sagen, dass ich jedes Mal, wenn ich nach Hause zurückkehrte, dort mehr gelernt habe als hier im öffentlichen Schulsystem. Ich war hier nicht die beste Schülerin. Meine Lehrer*innen sagten meinen Eltern: „Ihre Tochter ist sehr intelligent, aber sie gibt sich einfach keine Mühe. Sie redet ständig. Sie macht ihre Hausaufgaben nicht. Sie macht hier einfach keine Fortschritte.“ Aber drinnen zu sitzen war nie meine Art zu lernen. Wenn ich dann nach Hause zurückkehrte, fand ein Großteil der Lektionen fürs Leben draußen statt.

Ich glaube, dass viele Indigene Lehren auf Beziehungen basieren – nicht nur zu Menschen, sondern auch zu anderen Lebewesen: Sobald man eine Verbindung zu etwas aufbaut, wird es Teil von einem selbst. Ob es sich nun um Gemeinschaften oder Teile der Natur handelt, ihre Probleme werden zu deinen Problemen.

Diese Bindungen, die du aufbaust, lassen sich nur schwer lösen. Zum Beispiel lieben viele kleine Kinder Tiere. Sie lieben es, Tiere zu streicheln und etwas über sie zu lernen.

Aber ich glaube, dass das Schulsystem diese Beziehungen irgendwann bricht.

Wie die meisten Teile der Welt hat auch Nordamerika eine lange Geschichte der Gewalt und des Rassismus im Bildungswesen. Bis 1978 gab es Internate, die Indigene Kinder in das System und die Weltanschauung der Siedler*innen assimilieren sollten. Sehen Sie koloniale Kontinuitäten im heutigen Bildungssystem der USA?

Ja, das tue ich. Das Kolonialsystem hatte vor allem Auswirkungen auf unsere Ältesten, die aufgrund dieser Schulen so viel Trauma erlebt haben. Und vieles davon hat sich auch auf ihre Erziehung ausgewirkt. Sie kamen zu dem Schluss, dass sie ihren Kindern bestimmte Dinge vorenthalten mussten, damit sie in diesem Land erfolgreich sein können. Ich weiß, dass meine Eltern ihre Muttersprache nicht beherrschten, obwohl meine Großeltern das tun. Der Grund dafür ist, dass es einfach nicht angesehen war, wenn ein Kind seine Muttersprache sprechen konnte. Der Siedlerkolonialismus brachte auch frauenfeindliche Ideen in unsere Gemeinschaften, indem er behauptete, unsere Männer seien nicht gut genug, weil sie Frauen bestimmte Dinge tun ließen. Ich glaube, dass sich unsere Männer dadurch im Laufe der Zeit sehr minderwertig fühlten. Das führte dann zu einem großen Problem von häuslicher Gewalt und Frauenfeindlichkeit in unseren Gemeinschaften.

Obwohl diese Dinge für uns nicht traditionell sind, sind sie heute zu einem kulturellen Problem geworden.

Auch wenn die Internate und andere repressive Systeme in dieser Form nicht mehr existieren, sind ihre Schatten noch immer vorhanden. Bis heute trennt das öffentliche Schulsystem Indigene Kinder bewusst von ihren Communitys. Und die Grundlage dafür wurde geschaffen, indem zuerst die Ältesten beeinflusst wurden.



© Aviut Rojas

Sind Indigene Geschichten Teil der schulischen Lehrpläne?

Nein, ehrlich gesagt überhaupt nicht. Die wenigen Indigenen Gemeinschaften, über die ich in der Schule gelernt habe, wurden so dargestellt, als hätten sie nach einer bestimmten Zeit nie mehr existiert. Ab dem Zeitpunkt der Pilger*innen wird ihre Geschichte aus allen Ge-



© Aviut Rojas

sprächen, die wir in der Schule führten, ausgelöscht. Ich kannte Geschichten, die in meiner Familie weitergegeben wurden. Und keine davon ähnelte dem, was ich in der Schule gelesen hatte. Wenn wir über afroamerikanische Gemeinschaften sprechen, beginnen viele ihrer Geschichten mit der Sklaverei. Wir lernen etwas über die Jim-Crow-Gesetze, die Zeit der Segregation, und damit ist es dann auch schon vorbei. Alles, was Indigene, Schwarze oder migrantische Gemeinschaften über sich selbst ler-

nen, dreht sich also im Grunde genommen um ihre Unterdrückung und ihren Kampf. Das ist zwar ein wichtiger Teil, aber es gibt auch viele positive Aspekte in ihrer Geschichte. Dinge, auf die die Menschen stolz sein sollten. Menschen sind mehr als nur das, was ihnen ein Gefühl der Unterlegenheit vermittelt. Das, was sie ermächtigt, sollte genauso thematisiert werden.

Der aktuelle Präsident der USA, Donald Trump, nimmt erhebliche Kürzungen im Sozial- und Bildungsbereich

vor. Welche zusätzlichen Herausforderungen bringt das für marginalisierte und insbesondere Indigene Gemeinschaften mit sich?

Ich glaube, dass wir dadurch erneut ausradiert werden. Trump verbietet bestimmte Begriffe in Schulen, zum Beispiel dürfen wir nicht über bestimmte Kriegsverbrechen sprechen, die die USA begangen haben. Aber viele Kinder oder ihre Eltern waren von der Intervention der USA in ihrem Land betroffen, das ist Teil ihrer Geschichte. Es hat sie geprägt, aber wir dürfen nicht darüber sprechen. Das Bildungssystem hat nie Platz für nicht-weiße Kinder geboten, und Trump verschlimmert all das noch.

Ich liebe es, Kinder zu unterrichten, aber manchmal bringt mich das Bildungssystem dazu, diesen Beruf aufzugeben zu wollen, weil ich gegen meine eigenen moralischen Grundsätze verstößt, wenn ich mich nicht so um ein Kind kümmern darf, wie ich es gerne würde. Und oft hat das mit Identitätspolitik zu tun, mit dem kulturellen Hintergrund des Kindes, mit allgemeinen politischen Themen, über die in diesem Land nicht gesprochen werden darf. Wir dürfen über bestimmte Dinge nicht sprechen, manche Bücher sind verboten ... als ein Land, das sich so frei nennt ...

Was ist erforderlich, damit alle Kinder Zugang zu ihrer Geschichte haben und die Perspektiven marginalisierter Gemeinschaften Gehör finden? Welche Methoden

würden Sie bei der US-amerikanischen Bildung in den Vordergrund stellen?

Ich denke, eines der besten Dinge, die man tun kann, ist, mit den Eltern zusammenzuarbeiten und ihnen die Ressourcen zur Verfügung zu stellen, die sie brauchen. Ihnen zum Beispiel Bücher zu geben, die Kinder auf Reisen um die ganze Welt mitnehmen und ihnen verschiedene Menschen, verschiedene Kulturen und verschiedene Dinge nahebringen.

Die ersten Erzieher*innen im Leben eines Kindes sind seine Eltern. In den ersten fünf Lebensjahren eines Kindes werden 90% des Gehirns gebildet. Wenn Eltern aufgrund der Gesellschaft und des Systems, in dem sie leben, nicht in bester Verfassung sind, können sie ihre Elternrolle nicht gut ausführen. Bildung und Erziehung gehen Hand in Hand.

Für mich ist es natürlich besonders wichtig, in die Natur zu gehen. Wenn ein Kind lernt, seine Umgebung und sein Umfeld zu schätzen und zu lieben, wird es etwas für ihren Schutz tun wollen. Auf diese Weise geben Kinder auch sich selbst etwas zurück.

Aber ich habe das Gefühl, dass es nicht genug BIPOC-Pädagog*innen im Bereich von Bildung, Natur und Erziehung gibt. Es fällt uns schwer, uns Gehör zu verschaffen, vielleicht auch, weil sich unsere kulturellen Prioritäten stark von den Westlichen kulturellen Prioritäten unterscheiden. Das öffentliche Schulsystem beinhaltet

nicht wirklich Natur-Erfahrungen, sondern führt eher zu einer Mentalität von „Was kann ich tun, um Profit zu machen?“ oder „Wie kann ich von diesem Bereich profitieren?“

Indigene Wissensbestände müssen Teil der Lehrpläne an Schulen sein. Wir sprechen über Vielfalt und Integration, aber die Implementierung dessen stößt an Grenzen, wenn sie für eine bestimmte Gruppe oder eine bestimmte Vorstellung davon, wie man ein Kind richtig unterrichtet, nicht passt. Wir können also nur begrenzt etwas tun. Zum Beispiel dürfen wir im Unterricht Bücher über Indigene Gruppen lesen, was wunderbar ist. Aber wie geht es danach weiter? Wenn man ein Buch über das Pflanzen von Blumen in die Hand nimmt, warum pflanzt man dann nicht gemeinsam mit den Kindern Blumen oder Bäume? Es scheint, als wollten die Menschen nicht tiefer darüber nachdenken, wie alles miteinander zusammenhängt, auch außerhalb der Gesellschaft, in der wir leben.



© Aviut Rojas

Meiner Meinung nach sollten mehr Indigene Lehrer*innen eingestellt werden und Indigene Wissenssysteme die Grundlage für die Gestaltung des Unterrichts bilden.

Das Interview führte Hannah Page.

Lesen Sie Aviut Rojas' online Artikel bei Cultural Survival:

“Indigenous Educators Are the Firekeepers”
(eng)





Mirian D. Sánchez Sanancino

Mirian D. Sánchez Sanancino (Shipibo-Konibo) ist Lehrerin und Aktivistin in der Region Ucayali im Osten Perus. Aus der Indigenen Gemeinschaft Puerto Nuevo kommend, schloss sie ihr Studium im zweisprachigen Grundschullehramt an der Universidad Nacional Intercultural de la Amazonía ab. Seither sensibilisiert Sánchez Sanancino in ländlichen Schulen Kinder und Jugendliche für den Schutz des Amazonas, den sie als Schlüssel für die Zukunft ihrer Gemeinschaft sieht. Mit der Organización Regional de Aidesep Ucayali (ORAU) bildet sie zudem Indigene Gemeinschaften im Waldschutz aus und schult sie im Umgang mit technologischen Hilfsmitteln wie der „Mochila Forestal“ („Waldrucksack“) – einer mobilen Ausrüstung mit GPS, Drohnen, Karten und Tablets zur Erfassung von Waldveränderungen. Diese Verknüpfung Indiger Erfahrungswerte mit modernen Technologien, die Umwelt und Lebensgrundlagen schützen, setzt ORAU durch partizipative, interkulturelle und inklusive Ausbildung um, die besonders die Rolle von Frauen stärken.

Wie beschreiben Sie das Verhältnis Indiger Gesellschaften in Peru und spezifisch der Shipibo-Konibo zur Natur?

Für uns ist Nachhaltigkeit kein Satz aus dem Lehrbuch, es ist unsere Art des Lebens. Wir nutzen den Baum, um Früchte und medizinische Pflanzen zu ernten oder Holz zu erhalten. Dies geschieht jedoch nur so weit, wie es benötigt wird und mit dem Ausführen von Ritualen, die dem Boden unsere Dankbarkeit ausdrücken.

Zum Beispiel fällen wir einen Baum, den wir dann ersetzen. Wir fischen auch, aber wir geben den Flüssen Zeit, sich davon zu erholen. Dahingegen ist es inakzeptabel, wenn

Firmen mit ihren Maschinen und ökonomischen Ressourcen in nur wenigen Tagen alles zerstören. Oder dass die Regierungen Genehmigungen zur Abholzung erteilen, ohne dies mit uns abzusprechen. Der Wald wird von ausländischen Konzernen bedroht, die immer wieder in ihn eindringen und ihn abholzen. Das ist eine existenzielle Gefahr für Indigene, denn der Wald ist unsere Lebensgrundlage. Um den illegalen Raubbau zu verhindern, arbeiten wir in unseren Gemeinden mit Überwachungskomitees. Sie überwachen unsere Gebiete mit Hilfe von Technologien wie GPS, Drohnen und einer Handy-App. Die App zeigt in

Echtzeit, wo und in welchem Ausmaß abgeholt wird. Unsere Komitees werden von ORAU im Umgang mit den Technologien geschult. Die Gemeinden können jetzt schneller reagieren und ihr Land besser schützen.

Ihre Umgebung ist derzeit also durch Rohstoffabbau und Abholzung bedroht. Wie wirken sich diese Interventionen auf Ihre Communitys aus?

Durch die Abholzung der Wälder hat die Umweltverschmutzung stark zugenommen. Die Firmen handeln ohne Respekt, kontaminieren unsere Flüsse und beuten unsere Territorien aus.

Auch Indigene Familien fällen Bäume, jedoch aus einer extremen Notlage heraus. Sie müssen ihr Überleben sichern, weil sie nicht mehr an andere Ressourcen wie Fisch gelangen können. Wir verurteilen diese Indigenen nicht dafür, weil sie nicht das fundamentale Problem sind. Das fundamentale Problem sind die Armut und der Mangel an Alternativen. Unser Zugang zu natürlichen Ressourcen schrumpft.

Der wirkliche Kampf geht also gegen ein System, welches uns unserer Ressourcen beraubt und uns keine weiteren Optionen gibt.

Dabei geht es auch um wirtschaftliche Perspektiven: Viele junge Menschen arbeiten im Kakaoanbau, weil es kaum alternative Einkommensmöglichkeiten gibt... eine Situation, die von der Regierung geduldet und sogar gefördert wird. Wir benötigen Unterstützung, um ein würdevolles Leben zu führen, ohne das zu zerstören, was uns am Leben erhält.

Schon als Kind habe ich oft beobachtet, wie unsere Eltern ausgenutzt wurden. Sie wussten nicht, wie man verhandelt oder Geschäfte macht – wie viel Land ihnen wohl gestohlen wurde! Unsere Gemeinden müssen unbedingt verstehen, welchen Wert ihr Holz hat und wie sie es nachhaltig nutzen können, wie viele Bäume man fällen darf und wann es zu viel wird. Heute gibt es zwar Schutzmaßnahmen, aber sie reichen nicht aus. Es braucht mehr Aufklärung.



© Mirian D. Sánchez Sanancino

Sie nutzen Drohnen, um den Wald zu kontrollieren und zu beobachten, wer in Ihr Ökosystem eingreift. Seit wann nutzen Sie die Drohnen und welche Wirkung haben sie?

Seit etwa drei Jahren. Die Drohnen sind wichtig, weil wir oft nicht wissen, mit welchen Konzernen oder Interventionen wir es zu tun haben. Doch es reicht noch nicht. Wir brauchen mehr Schulungen, mehr Drohnen, mehr Teams, die mit ihnen arbeiten. Und wir können uns ihnen ja auch nicht einfach in den Weg stellen und sagen: „Geh‘ nicht auf unser Land, das gehört uns!“ Viele unserer Anführer*innen wurden bereits ermordet – auch, weil ihnen diese Technologie fehlte. Drohnen helfen, die Lage vorher einzuschätzen, bevor man sich selbst einer möglichen Gefahr aussetzt. Vielleicht nicht hundertprozentig, aber die Drohnen haben eine Grenze gesetzt. Die Menschen wissen inzwischen, dass sie bei der Abholzung der Wälder und dem Einsetzen von Gewalt nicht übertreiben dürfen. Ein Problem ist aller-

dings, dass wir eine Drohne immer erst in der Stadt beantragen und dann ausleihen müssen. Dazu gehören Formularanträge und manchmal auch ein Techniker, den wir selbst bezahlen. Das kann bis zu einer Woche dauern – Zeit, in der viel passieren kann. Es wäre viel effizienter, wenn jedes Komitee eigene Drohnen hätte. Deshalb setzt sich unsere Organisation dafür ein, die Gemeinschaften aufzuklären, wann und unter welchen Bedingungen eine Nutzung vertretbar ist. In einigen Gemeinden, in denen Schulungen stattgefunden haben, hat sich bereits etwas verändert. Die Menschen setzen sich aktiv für den Schutz ihres Landes ein und bestehen auf ihrem Recht, es zu verteidigen. Die Menschen sind wachsam geworden. Sie wissen, was es bedeutet, wenn ein Holzunternehmer kommt und achtet darauf, dass ihre Gemeinde nicht geschädigt wird.

Welchen Herausforderungen sind Frauen in Ihrer Community ausgesetzt und wie fließen deren Bedürfnisse in Ihre Arbeit ein?

In unserer Gemeinschaft wissen die meisten nicht, welche Möglichkeiten sie wirklich haben. Die Frauen heiraten sehr jung, bekommen früh Kinder – und nicht selten folgen emotionale oder körperliche Gewalt. Doch wir von ORAU bleiben, wir halten durch. Ich habe meine Gemeinschaft für das Studium verlassen, ich kehre aber immer wieder zu ihr zurück. Um zu zeigen, dass es auch anders geht.

Früher haben sich hauptsächlich unsere Männer für den Schutz des Waldes engagiert, aber inzwischen beziehen wir gezielt auch Frauen mit ein. Frauen haben dieselben Fähigkeiten, nur eben nicht dieselben Chancen. Es fehlt an Gleichberechtigung. Viele Frauen halten sich mit ihrem Engagement zurück. Aber wenn sie mich auf Fortbildungen sehen und in ihrer Sprache sprechen hören, fühlen sie sich ermutigt, sich aktiv einzubringen. Das schafft Vertrauen. Man muss kein Ingenieur sein, um Drohnen und Apps zu bedienen – jede*r kann es lernen. Doch oft gibt es niemanden, der oder die es ihnen zeigt – also tut ORAU es. In meinem Bezirk bin ich diejenige, die ausbildet – dabei sprechen wir auch über Themen wie Gewalt, Führung und all diese Schwerpunkte.

Werden Sie in irgendeiner Form vom peruanischen Staat in Ihrem Engagement unterstützt?

Kaum. Die peruanische Regierung schützt unsere Gebiete nicht, sondern öffnet sie im Gegenteil den ausländischen Unternehmen. Sie macht Geschäfte mit Firmen – während unsere Rechte auf der Strecke bleiben. An wen soll ich mich also wenden? Der Staat müsste den jungen Menschen Perspektiven schaffen, damit sie sich eine eigene Existenz innerhalb ihrer Gemeinden aufbauen können. Ohne Perspektiven bleibt vielen nur der Weg in die Kakaoproduktion, wofür ebenfalls Wälder abgeholt werden. So wächst das Problem immer weiter.

Welche Art von Unterstützung wünschen Sie sich von den Behörden, Ihrer Gemeinde und externen Mitwirkenden?

Der Staat muss hier ansetzen und die Menschen vor Ort unterstützen – auch bei der Überwachung des Landes. Wer sein Gebiet schützt, sollte dafür entlohnt werden.

Von Luft alleine kann niemand leben, auch ich als Ausbilderin nicht. Der Staat müsste mehr tun, damit wir unsere Arbeit fortsetzen können. Uns fehlt es an vielen Dingen, wie Gerechtigkeit. Die Autoritäten bitte ich, die Gesetze einzuhalten, die unsere Territorien beschützen und diejenigen zu bestrafen, die in diese eindringen. Kein Unternehmer darf einfach tun, was er will – wir verdienen Respekt. Wenn er sich alles nimmt, was dort wächst, wovon sollen wir dann leben?

Die Indigenen Gemeinschaften müssen hingegen stärker zusammenhalten, um gegen die ausländischen Unternehmen bestehen zu können. Noch schwächen uns Angst und Spaltung allzu sehr. Jede Community braucht gut ausgebildete Anführer*innen, die sich gegen die Ausbeutung zur Wehr setzen können. Wir benötigen Instrumente, um die Waldrodung zu überwachen. Es braucht auch Stipendien für unsere jungen Menschen. Sie können Forstwissenschaft studieren, nach ihrem Studium in unsere Gemeinden zurückkehren und helfen, den Wald zu schützen. Von externen Mitwirkenden benötigen wir nicht nur Spenden, sondern eine richtige Allianz, die unsere Stimme erhöht, ohne für uns zu entscheiden.

Wir wissen seit Jahrhunderten, wie man auf die Natur hört. Die internationalen Regierungen können von uns lernen. Etwa, indem sie verstehen, dass „grüne“ Projekte wirkungslos sind, wenn sie nicht mit uns Indigenen sprechen.

Umweltaktivist*innen fokussieren sich manchmal nur auf die Rettung von Bäumen. Dabei ist die Rettung der Leute, die diese Bäume pflegen, ebenfalls ein wichtiger Aspekt, den sie vergessen. Unsere Strategie ist simpel: Bewahren des Territoriums bedeutet das Bewahren von Leben generell. Wir laden dazu ein, mit uns zu arbeiten und uns zuzuhören.

Was ist Ihr abschließendes Plädoyer mit Blick auf den Zustand Ihrer und unserer aller Umwelt?

Es muss eine Lösung gefunden werden, auch wenn die Waldrodung nicht vollständig gestoppt werden kann. Die Menschen vor Ort beginnen, das zu verstehen, denn wenn ich meinen eigenen Wald zerstöre, meine Lebensgrundlage, wovon soll ich dann leben? Man darf sich ja etwas nehmen, aber eben nicht zu viel.

Es heißt immer: „Wir müssen die Umwelt schützen,“ aber warum eigentlich? Nicht nur für uns selbst, sondern auch für unsere Kinder, unsere Enkel, für die kommenden Generationen! Balance ist hierbei die Kondition für jegliche Nutzung, damit unsere Großeltern und Großeltern weiterhin hier leben können. Wenn wir uns nicht anpassen, was bleibt dann für sie?

Das Interview führte
Paolo Tullio.



© Mirian D. Sánchez Sanancino

Unterstützen Sie ORAU:

E-Mail:
comunicaciones@orau.org.pe

Soziale Medien:
orau_oficial

Website:
orau.org.pe





Mubarak Adam

Mubarak "Ricky" Adam ist Pädagoge, Community Organizer, Forscher und Aktivist für die Rechte von Menschen mit Fluchterfahrung in Jordanien. Er wurde in der Region Darfur in Sudan geboren und wuchs dort auf. Nach seinem Bachelorabschluss in Betriebswirtschaft an der Al-Neelain-Universität in Khartum absolvierte Adam 2019 das Programm "Leadership, Organizing, and Action: Leading Change" der Harvard University. Seit 2013 lebt er in Amman, Jordanien. Obwohl rechtliche und gesellschaftliche Einschränkungen ihn daran hinderten, im Bereich der Betriebswirtschaft zu arbeiten, fand Adam in der Gemeinschafts- und Sozialarbeit neue Perspektiven für persönliches Wachstum und gesellschaftliches Engagement. In den vergangenen sieben Jahren hat er gemeinsam mit Freiwilligen und Basisorganisationen, wie dem Collateral Repair Project (CRP), Bildungsangebote für Geflüchtete aufgebaut und mit Forschenden zusammengearbeitet, um die Stimmen marginalisierter Gemeinschaften zu stärken. Adam ist überzeugt von der transformativen Kraft von Bildung, um Menschen mit Fluchterfahrung zu empowern und ihre Teilhabe zu fördern.

Könnten Sie sich kurz vorstellen?

Mein Name ist Mubarak und ich komme aus dem Sudan. Vor mehr als einem Jahrzehnt war ich gezwungen, meine Heimat zu verlassen und ein neues Leben in Jordanien zu beginnen. Wie für viele Geflüchtete waren auch meine ersten Tage hier von Unsicherheit geprägt – alles war mir fremd, von der Sprache bis zur Kultur. Und das Gefühl, anders zu sein, machte die Integration sehr schwierig. Mit der Zeit begann ich mich jedoch anzupassen, knüpfte Kontakte zu Menschen, arbeitete mit NGOs und Forscher*innen zusammen und entwi-

ckelte allmählich ein Gefühl der Gemeinschaft und Sinnhaftigkeit. Obwohl ich einen beruflichen Hintergrund in der Ökonomie habe, nahm ich später an einem Harvard-Programm mit dem Titel „Leading Change“ teil. Diese Erfahrung stärkte meine Fähigkeiten in den Bereichen Gemeinschaftsorganisation und Leadership und ermöglichte es mir, von Geflüchteten geleitete Initiativen hier in Jordanien effektiver zu unterstützen.

2015 arbeitete ich mit zwei Forscher*innen, Dina und Aaron, zusammen, die sich mit der Situation nicht-syrischer Geflüchteter, also aus Sudan, Somalia und Jemen,

in Jordanien befassten, die zu dieser Zeit von Internationalen Organisationen weitgehend übersehen wurden. Dies führte zur Gründung von SAWIYAN, einer Basisorganisation, die sich für afrikanische Geflüchtete einsetzt, sichere Räume schafft und den interkulturellen Dialog in Jordanien fördert. Parallel dazu startete ich ein Englischprogramm, das weit über das reine Sprachenlernen hinausgeht. Wir setzen uns auch für Gemeinschaftsbildung, Antirassismusarbeit und Friedensförderung ein. Seitdem habe ich auch mit dem Collateral Repair Project (CRP) und dem Jesuit Refugee Service (JRS) zusammengear-

beitet, wobei mein Schwerpunkt stets auf der Stärkung der Widerstandsfähigkeit von Gemeinschaften liegt.

Wie beziehen Sie sudanesische und somalische Geflüchtete ein, die noch keinen Zugang zu verfügbaren Dienstleistungen haben?

Wir arbeiten über Netzwerke und Initiativen wie das English Program for Inspiring Community (EPIC), das Geflüchtete verschiedener Nationalitäten miteinander verbindet. In Jordanien ist die sudanesische Gemeinschaft mit etwa 7.000 Menschen relativ groß, während die somalische Gemeinschaft mit weniger als 1.000 Menschen viel kleiner ist. Sudanes*innen finden es aufgrund ihres meist arabisch-islamischen Hintergrunds oft etwas leichter, sich an die lokale Kultur anzupassen, während Somalier*innen aufgrund erheblicher Sprachbarrieren eher in ihren eigenen Gemeinschaften bleiben. Trotz dieser Unterschiede erleben beide Gruppen Ausgrenzung und Diskriminierung.

Mein Ansatz waren schon immer Bildungs- und Gemeinschaftsprogramme. So bringt unser Englischprogramm Menschen aus neun verschiedenen Nationen zusammen. Dieser gemeinsame Raum trägt dazu bei, Stereotype abzubauen und sozialen Zusammenhalt zu schaffen.

Was ist die größte Herausforderung für Personen mit Fluchterfahrung in Jordanien?



© ARDD Photography

Ihre größte Herausforderung ist die Ungewissheit ihres rechtlichen Status und ihrer Mobilität. Viele warten jahrelang auf Asylanträge, Umsiedlung oder andere rechtliche Möglichkeiten. Insbesondere nicht registrierte Geflüchtete, denen die Abschiebung droht, sind während dieser Zeit besonders gefährdet. Sie leben unter prekären Bedingungen und ihnen wird oft der Zugang zu grundlegenden Dienstleistungen, Hilfe und Rechtsschutz verwehrt, sodass sie Gefahr laufen, im Land als „illegal“ zu gelten. Zusätzlich zu diesen rechtlichen und materiellen Herausforderungen sind afrikanische Geflüchtete, insbesondere Sudanes*innen, oft mit tief verwurzeltem Rassismus konfrontiert, wobei sie als ungebildet und unfähig stereotypisiert werden. Diese Diskriminierung schürt die Wahrnehmung, dass sie nur hier sind, um öffentliche Dienstleistungen wie Gesundheitsversorgung und Bildung in Anspruch zu nehmen, anstatt als potenzielle Leistungs-

träger für die Gemeinschaft angesehen zu werden.

Wie wirken Ihre Programme diesem Rassismus entgegen?

Rassismus hat tiefgreifende soziale und psychologische Auswirkungen auf Geflüchtete. Wir bekämpfen ihn, indem wir kulturelles Bewusstsein und Empowerment fördern.

Bei SAWIYAN haben wir beispielsweise einen Lehrplan zum Thema Antirassismus entwickelt, der von kritischer Pädagogik inspiriert ist. Er ermöglicht es, Diskriminierung und schädliche Narrative zu hinterfragen und Werkzeuge zu entwickeln, um Vorurteilen entgegenzuwirken. Wir nutzen auch kreative Mittel. Die SAWIYAN Band, die von sudanesischen Jugendlichen gegründet wurde, bringt dem lokalen Publikum durch Musik die sudanesische Kultur näher. Sportaktivitäten, Dialogrunden und Bildungsprogramme für die Gemeinschaft tragen ebenfalls dazu bei, Brücken zu bauen.



© Moises Saman

Welche Auswirkungen haben die Kürzungen internationaler Finanzierungen, wie bspw. USAID, auf Ihre Programme und das tägliche Leben in Ihrer Community?

Der plötzliche Entzug der US-amerikanischen Finanzierung hatte verheerende Folgen. Viele Organisationen, auf die Geflüchtete für grundlegende Dienstleistungen angewiesen waren, mussten entweder schließen oder ihre Programme drastisch einschränken. Für afrikanische Geflüchtete, die ohnehin schon weniger Möglichkeiten hatten, bedeutet dies eine doppelte Belastung. Familien haben nun Schwierigkeiten, die Grundbedürfnisse zu decken, und nicht registrierte Geflüchtete, die seit 2019 aus wichtigen Systemen der Vereinten Nationen ausgeschlossen sind, sind am stärksten betroffen.

Gleichzeitig hat die allgemeine Kürzung der internationalen Finanzmittel die Krise verschärft. Geflüchtete sehen sich mit steigenden medizinischen Kosten, eingeschränktem Zugang zu Bildung und zunehmender Ernährungsunsicherheit konfrontiert. Diese Kürzungen zwangen uns, einfallsreich zu sein.

Wir begannen, alternative Räume zum Überleben zu schaffen, wie Recycling-Workshops, Kochkurse und Initiativen zur Stärkung von Frauen. Diese Programme vermitteln Fähigkeiten, kleine Einkommen und ein Gefühl der Würde, aber sie können das Ausmaß der Unterstützung, die USAID und andere Geber*innen einst leisteten, nicht ersetzen. Ohne nachhaltige Finanzierung und starke internationale Solidarität bleibt die Situation äußerst schwierig.

Geflüchtete in Jordanien erhalten keine Arbeitserlaubnis. Wie verdienen sie ihren Lebensunterhalt?

Viele Geflüchtete arbeiten informell. Bei CRP werden Geflüchtete als „Freiwillige“ bezeichnet, erhalten jedoch eine Aufwandsentschädigung. Einige werden Ausbildende, Köch*innen oder Handwerker*innen. Das hilft den Familien zu überleben, birgt jedoch auch Risiken. Geflüchtete ohne Arbeitserlaubnis können festgenommen oder abgeschoben werden, wenn sie bei der Arbeit erwischt werden. Die vom CRP angebotenen Programme zur Sicherung des Lebensunterhalts vermitteln den Geflüchteten praktische Fähigkeiten. Einige Teilnehmende werden als Ausbildende ausgewählt, andere starten kleine Initiativen und wieder andere ar-

beiten mit lokalen Unternehmen zusammen. Vor allem Frauen profitieren von diesen Programmen, da sie ihnen die Möglichkeit bieten, finanziell zum Unterhalt ihrer Familien beizutragen. Es ist keine dauerhafte Lösung, aber es hilft den Menschen, in einem sehr restriktiven System zu überleben.

Wie können NGOs und die internationale Gemeinschaft afrikanische Geflüchtete in Jordanien besser unterstützen?

Erstens müssen Geflüchtete die Möglichkeit erhalten, sich selbst zu vertreten. Allzu oft sprechen NGOs für uns, anstatt uns eine Plattform zu bieten, auf der wir unsere eigenen Geschichten erzählen können. Von Geflüchteten geführte Organisationen sollten anerkannt, finanziert und in Entscheidungsprozesse auf lokaler, nationaler und globaler Ebene einbezogen werden. Zweitens müssen internationale Förderungen und politische Entscheidungsträger*innen über zahlenorientierte Finanzierungsmodelle hinausgehen, die großen Geflüchteten-Gruppen Vorrang einräumen und kleinere Gemeinschaften benachteiligen. Alle verdienen den gleichen



© SAWIYAN

Schutz und Zugang zu Dienstleistungen, unabhängig von ihrer Herkunft. Schließlich müssen Geflüchtete in die Lage versetzt werden, selbst ihre Probleme und Lösungen zu artikulieren, damit sichergestellt ist, dass politische Maßnahmen nicht von außen auferlegt, sondern von den Betroffenen mitgestaltet werden.

Was hoffen Sie für Ihre Zukunft und die Ihrer Gemeinschaft?

Persönlich hoffe ich auf die Möglichkeit, mich an einem Ort niederzulassen, an dem ich meine Rechte uneingeschränkt ausüben und meine Fähigkeiten einsetzen kann. Ich möchte einen sinnvollen Beitrag zur Gesellschaft leis-

ten. Wie viele Geflüchtete in Jordanien betrachte ich dieses Land eher als Transitraum, nicht als dauerhaftes Zuhause.

Für meine Gemeinschaft wünsche ich mir Stabilität und nachhaltige Unterstützung. Von Geflüchteten geführte Organisationen wie unsere brauchen eine kontinuierliche Finanzierung und Anerkennung, um ihre Arbeit fortsetzen zu können.

Und ich wünsche mir einen Mentalitätswandel – dass Geflüchtete nicht als Belastung angesehen werden, sondern als Menschen mit Wissen, Widerstandsfähigkeit und dem Potenzial, einen Beitrag zu leisten.

Das Interview führte Taofeek Lawal.

Unterstützen Sie:

SAWIYAN:

sawiyan.org

Collateral Repair Project:

collateralrepairproject.org

Jesuit Refugee Service:

jrs.net



Widerstand der Maasai gegen
Vertreibung und Unterdrückung

Joseph Moses Oleshangay, Nkasiogi Lekakeny & Naipanoi Ntutu

Joseph Moses Oleshangay ist Anwalt für Menschenrechte aus Ngorongoro und Aktivist für die Verteidigung der Rechte der Maasai. Nkasiogi Lekakeny und Naipanoi Ntutu (Namen geändert) sind Vertreterinnen und Aktivistinnen der Maasai Communitys in Loliondo und Ngorongoro, die von gewalttäglichen Vertreibungen und anderen Unterdrückungen durch die tansanische Regierung betroffen sind. Als Mitglieder der Maasai International Solidarity Alliance (MISA) organisieren Oleshangay, Lekakeny und Ntutu regionale und internationale Advocacy-Maßnahmen. In Ihrem Kampf gegen ein koloniales System der Landnutzung und -erhaltung, fordern sie Gerechtigkeit für die betroffenen Communitys sowie die Gewährleistung der Landrechte und des Überlebens der Maasai.

Vor welchen Herausforderungen stehen die Maasai im heutigen Tansania?

Oleshangay:

In einigen Gebieten kommt es zum Einsatz der Armee und zu tatsächlicher Gewalt, wobei Menschen verletzt und erschossen werden und Vieh beschlagnahmt wird. Mehrmals kam es zu gewalttätigen Ausschreitungen, über die jedoch in den Medien nicht berichtet wurde. Ich habe mit Leuten gesprochen, die sagten, dass einige der Ältesten der Maasai mit Waffen bedroht wurden, weil sie sich gegen ihre Vertreibung wehrten. In anderen Gebieten zielt die Regierung auf die grundlegende Existenz der Menschen ab, auf das Gesundheitswesen und die Bildung, sodass man sich fragt: Kann

ich wirklich weiter hier leben oder sollte ich wegziehen?

In der Serengeti werden zudem Viehsteuern erhoben. Für jede Kuh, die das Gebiet betritt, muss man 45 US-Dollar bezahlen. Die Maasai besitzen manchmal 150 bis 200 Kühe. Aber sie und andere Indigene Gruppen sind nicht immer Teil des gängigen Wirtschaftssystems. Es gibt auch Jägergemeinschaften wie die Hadzabe, die vollständig von der Natur abhängig leben. Wenn sie heute jagen, werden sie verhaftet und beschuldigt, „illegal“ gejagt zu haben. Nur weil sie kein Geld hatten, um die Regierung für Papiere zu bezahlen, die ihre Jagd rechtfertigen. Wenn jedoch ein anderer Jäger aus dem „Nahen Osten“ kommt und der Regierung viel Geld zahlt, wird er von allen als

Stakeholder gefeiert, der unser Land schützt. Eine Person wird also kriminalisiert, wird vor Gericht gestellt und muss für immer ins Gefängnis, weil sie arm ist. Eine andere Person feiern wir dafür, dass sie reich ist, und geben ihr das Mandat, sich um die gesamte Natur zu kümmern, indem sie Tiere tötet.

In 2022 wurden viele Maasai aus Loliondo vertrieben. Das Land wurde einer Königsfamilie aus Dubai anvertraut, die mit Gewehren kam, um die Tiere zu jagen. Das Argument der Regierung ist eine sehr verrückte Idee: Sie sagten, dass Tansania dank der Jäger die größte Anzahl an Löwen habe. Sie wollen mir sagen, je mehr gejagt wird, desto mehr Löwen gibt es? ... Dieser Naturschutz basiert auf einer Lüge.

Wie bekämpfen Sie diese unterdrückerischen Systeme?

Oleshangay:

Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder wegzulaufen, wie alle Geflüchteten dieser Welt, oder Nein zu sagen. Wir versuchen, uns vor Gericht gegen die Situation zu wehren. Wenn sie beispielsweise Sozialleistungen streichen, ist unsere Forderung vor Gericht, dass wir, wie alle Menschen, Zugang zu diesen Leistungen haben sollten. Es ist jedoch sehr schwierig, die Unterdrückung mit rechtlichen Mitteln anzufechten, da wir Maasai ein anderes System des Landbesitzes haben. Das Rechtssystem wurde während des Kolonialismus und der Unabhängigkeit Tansanias geschaffen. Es versteht Eigentumsrechte anders. Wir als Maasai besitzen Land kollektiv, wir leben als Gemeinschaft zusammen. Aber uns wird oft untersagt, die Maasai als Gruppe zu repräsentieren, wenn wir nicht beweisen, dass sie alle uns geschickt haben.

Wir versuchen also, vor Gericht zu gehen, aber verschaffen uns auch in der Gesellschaft Gehör, denn man kann diese Ungerechtigkeit nicht im Verborgenen bekämpfen.

Die Regierung in Tansania kontrolliert den größten Teil der Berichterstattung, weil sie die Medien kontrolliert. Und die Medien können beides tun: Sie können Menschen aufklären, oder sie falsch informieren und irreführen. Um unsere Kämpfe bekannt zu machen, versuchen wir da-



© Aude Kabambi

her auch internationale Medien zu erreichen.

Ntutu:

Letztes Jahr haben wir zudem Demonstrationen in Ngorongoro geplant, die sehr wirkungsvoll waren. Es war das erste Mal, dass die Regierung gekommen ist, um den Menschen zuzuhören. Nach den Demonstrationen haben sie einige Dinge versprochen und nicht alles umgesetzt, aber zumindest durften die Menschen ihr Wahlrecht ausüben.

Wir versuchen auch eine enge Zusammenarbeit mit Maasai aus Kenia aufzubauen, und haben jetzt eine kleine Bewegung geformt. Wir informieren sie über die Ereignisse in Ngorongoro oder Loliondo und arbeiten stets zusammen, um gemeinsam Lösungen zu finden.

Sie haben erwähnt, dass Naturschutz ein koloniales Erbe ist. Könnten Sie uns diese Geschichte kurz skizzieren? Wie wurden die Maasai wäh-

rend der deutschen und britischen Kolonialisierung behandelt?

Oleshangay:

Der Naturschutz hat ein ganz klares koloniales Erbe. Er wurde eingeführt als importiertes Experiment: Einige Leute erfanden die Idee einer Wildnis und nannten sie terra nullius. Sie verkündeten, es würde auf diesem Land keine Menschen geben und rechtfertigten somit seine Besetzung. Das erste Naturschutzprogramm in Tansania wurde von den Deutschen ins Leben gerufen. Der heutige Ngorongoro und die Serengeti wurden zu Jagdgebieten für die deutschen Kolonialherren erklärt. Natürlich lebten dort die Maasai, aber einige Leute kamen, setzten ihre Gesetze durch und erklärten, dass das gesamte Land nun ihrer Kolonie gehöre.

Der deutsche Kolonialismus endete nach dem Ersten Weltkrieg und Großbritannien übernahm die Macht. Sie erklärten das gesamte Land zum Besitz der Krone, sodass



© Joseph Moses Oleshangay

jemand in Großbritannien, ein König oder eine Königin, die Kontrolle über das damalige Tanganjika hatte. Es war eine Kolonie und in diesem Zusammenhang gibt es immer kolonialen Rassismus. Es gibt immer eine Person, die kolonisiert, und eine Person ohne Rechte. Weiße Menschen besitzen Land und der Rest sind nur Untertan*innen mit weniger Rechten. Großbritannien trennte schließlich die beiden Gebiete, sodass nun die Existenz der Menschen in Ngorongoro legalisiert und die Menschenrechte in der Serengeti unbeachtet werden konnten. Natürlich wurde alles ohne die Maasai diskutiert.

Heute ist der eigentliche Kolonialismus verschwunden, aber die Menschen haben ihr Land verloren. Dieselben Menschen, die kolonisierten, sind nun entweder Tourist*innen oder Investor*innen

geworden. Für mich sind also Teile des Landes, zum Beispiel die Serengeti, immer noch besetzt, vielleicht in einer anderen Form. Sie sagen natürlich nicht, dass es sich um Herrschaft oder Besetzung handelt. Sie sagen, dass sie das Einkommen des ganzen Landes steigern. Das ist die Art von Wirtschaft, die der Kolonialismus mit sich gebracht hat. Wir schützen die Natur, weil damit Geld zu verdienen ist, nicht weil es richtig ist. Und dieses System geht immer mit Gewalt einher. Man muss bestimmte Menschen ausschließen, in diesem Fall die Armen, die Viehzüchter*innen, die Afrikaner*innen. Die Armen müssen weichen und mit ihrem Leben bezahlen, damit andere das Land genießen können.

Ntutu:

Ich denke, Naturschutz ist für uns wie Neokolonialismus, denn selbst das Wort „Naturschutz“ existiert in unseren lokalen Sprachen gar nicht. Es ist also etwas Erfundenes, etwas Neues für uns, und mittlerweile ist es zu einem Monster geworden, das wir zu bekämpfen versuchen.

1979 wurde das Ngorongoro-Schutzgebiet von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt. Welche Auswirkungen hatte das?

Lekakeny:

Wir haben die UNESCO, die Organisation der Vereinten Nationen, die sich mit Bildung, Wissenschaft und Kultur befasst, aber gleichzeitig haben wir die Erklärung der

Vereinten Nationen über die Rechte Indigener Völker (UNDRI). Diese beiden Organisationen sollten sich eigentlich ergänzen, aber tatsächlich widersprechen sie sich. Gemäß der UNDRI, ich glaube in Artikel Acht, sollte ein Indigener Mensch nicht gewaltsam in eine andere Kultur assimiliert werden. Auf der anderen Seite haben wir den UNESCO-Geopark, der Menschen ihren Gebetsort weg nimmt. Er zwingt sie, ihre Kultur des Betens in den Bergen aufzugeben und in die Kirche zu gehen. Dann werden sie gezwungen, ihr traditionelles Weidesystem aufzugeben und einer anderen Form des Naturschutzes zu folgen. Dinge desselben Rechtsrahmens, die von einer Organisation geschaffen wurden, widersprechen sich, indem sie unsere Menschenrechte verletzen.

Oleshangay:

Naturschutz ist eigentlich Betrug. Denn wenn sie sagen, dass Menschen in Naturschutzgebieten nicht erlaubt sind, dann meinen sie damit nicht alle Menschen. Sie meinen damit die ursprünglichen Bewohner*innen dieses Gebiets, nicht die, die investieren, Urlaub machen oder für die Regierung arbeiten. Es gibt weltweit ignorante Menschen, die den Naturschutz finanzieren, als wären sie Retter*innen, die einen Mehrwert für die Ökologie in Afrika schaffen. Es geht aber nicht um Ökologie, sie finanzieren Vertreibung und Enteignung. Sie betreiben Naturschutz nicht aus moralischen Gründen, sondern weil

es Geld bringt. Bevor ich nach Berlin kam, war ich im westlichen Teil der Serengeti und habe die Hotels gezählt, die von der Straße aus zu sehen waren ... Es waren mehr als 30. Das ist keine Wildnis. Das Serena Hotel zum Beispiel wurde laut Aussage des Regierungssprechers umweltfreundlich gestaltet.

Wenn man sich die Häuser der Maasai ansieht, sind das nur kleine Hütten, die Frauen mit ihren eigenen Händen an einem Tag bauen können. Die Häuser können sich in der Natur erholen, als wären sie nie bewohnt worden.

Was sind Ihre Forderungen, in Anbetracht dieses (neo-) kolonialen Systems, das Sie gerade beschrieben haben?

Oleshangay:

Manche Leute sagen, dass jeder Zentimeter Land einen Preis haben muss. Aber für die Maasai geht es um Koexistenz. Wir finden, dass wir Land nicht kommerzialisieren und zu einer Ware machen sollten. Dieses Land hat bestimmte Werte und Zwecke. Hier befinden sich auch unsere religiösen Einrichtungen. Wenn wir also sagen, dass unsere Landrechte respektiert werden müssen, meinen wir damit auch, dass unsere religiösen Institutionen respektiert werden müssen.

Der Mann aus den Vereinigten Arabischen Emiraten, der in Loliondo auf der Jagd ist, hat einen Ort in Besitz genommen, der für die Maasai ein Gebetsort ist.



© Hannah Page

Ntutu:

Sie kaufen auch unsere Traditionen. Wir haben Heilmittel, unsere traditionellen Kräuter, wir wissen, wo sie in unseren Gebieten zu finden sind. Die abgegrenzten Gebiete der UNESCO sind also auch Orte, an denen wir früher unsere Heilmittel gesammelt haben. Dort haben wir unsere Traditionen gepflegt. Es ist, als wollten sie jetzt alles, was mit den Maasai zu tun hat, ausradieren. Dahingegen fordere ich, sie sollten sich an unseren Lebensstil anpassen und nicht erwarten, dass wir uns an ihren Lebensstil anpassen.

Lekakeny:

Wir haben einen Weg gefunden. Wir als Maasai haben unsere Naturschutzmethoden entwickelt. Wenn wir also die Umwelt schützen müssen, dann sollten wir dies anhand der Richtlinien tun, die von der Maasai-Gemeinschaft festgelegt wurden.

Das Interview führte Hannah Page.

Unterstützen Sie Maasai International Solidarity Alliance (MISA):

E-Mail:

maasaiinternationalsolidarity@gmail.com

joseshangay@gmail.com

Website: misasolidarity.org





IMPRESSUM

Die Broschüre erscheint im Rahmen des Projekts „Wie hängt denn das zusammen? - Bildungsangebote zu globalen Zusammenhängen und global gerechter Zukunftsgestaltung“.

Für den Inhalt ist allein der Afrika Medien Zentrum e.V. verantwortlich.

Herausgeber:

Afrika Medien Zentrum e.V.,
Großkopfstr. 6-7, 13403 Berlin
Tel.: 030-97895536
www.amz-berlin.de

Interview-Partner*innen:

Ed Nhlane
María Bastidas Aliaga
Julious Piti
Chibeze Ezekiel
Aviut Rojas
Mirian D. Sánchez Sanancino
Mubarak Adam
Joseph Moses Oleshangay
Nkasiogi Lekakeny
Naipanoi Ntutu

Texte:

Laura Ratert, Hannah Page, Filipa Pereira, Taofeek Lawal, Paolo Tullio, Henriette Meyer

Layout:

Adiza Moustapha

Copyright:

Ed Nhlane, Kiran Kallur, María Bastidas Aliaga, Julious Piti, PORET, Chibeze Ezekiel, Strategic Youth Network for Development, Aviut Rojas, Mirian D. Sánchez Sanancino, ARDD Photography, Moises Saman, SAWIYAN, Hannah Page, Joseph Moses Oleshangay, Aude Kabambi

Projektmitwirkende:

Hervé Tcheumeleu, Laura Ratert, Hannah Page, Alexandra Enciu, Aleksandar Abramović, Henriette Meyer, Lennart Kühl, Lina Velte, Fanny Sigler, Elske Düsenberg, Adiza Moustapha, Maria Rohmann, Luka Meißner, Filipa Pereira

Wir danken allen ehrenamtlichen Mitarbeitenden und Unterstützer*innen!



Der Afrika Medien Zentrum e.V. (AMZ) ist seit 2008 ein eingetragener Berliner Verein, der mit seinen Mitarbeiter*innen die Aktivitäten zu Afrika in Deutschland in den Feldern Kultur, Gesellschaft, Wirtschaft und Politik begleitet und einen besonderen Fokus auf interkulturellen Austausch und Informationsvermittlung setzt. Unser Engagement gilt vor allem der Verbesserung des Afrika-Bildes in der deutschen Öffentlichkeit sowie der Sichtbarmachung afrikanischer Akteur*innen und dem verstärkten Austausch dieser mit der deutschen Mehrheitsbevölkerung. Daher haben wir in den letzten Jahren zahlreiche Projekte im interkulturellen und Entwicklungspolitischen Bereich durchgeführt.

Im Rahmen des Projektes "Wie hängt denn das zusammen?" sollen durch digitale Informations- und Bildungsveranstaltungen sowie diese Broschüre Inhalte zu den Themen Nachhaltigkeit und Globalisierung vermittelt werden. Hierbei sollen dekoloniale Ansätze global gerechter Zukunftsvisionen thematisiert und dadurch Perspektivwechsel angestoßen werden. Das Projekt möchte zudem eine internationale Plattform für Narrative schaffen, die einer Kultur des Widerstands und der Resilienz entspricht und global gerechtere Zukunftsvisionen vorstellt. Einen regionalen Fokus allein auf dem afrikanischen Kontinent gibt es dabei nicht, vielmehr schauen wir auf globale Zusammenhänge.

Das Projekt wurde realisiert mit finanzieller Unterstützung durch:

